Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **94 (1998)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

M. Daniel Pfisterer: Barockes Welttheater. Ein Buch von Menschen, Tieren, Blumen, Gewächsen und allerlei Einfällen. Geschrieben und gemalt von M. Daniel Pfisterer, Pfarrer zu Köngen, begonnen im Jahr 1716. Hg. vom Württembergischen Landesmuseum und dem Geschichts- und Kulturverein Köngen. 2 Bde. Stuttgart: Quell Verlag 1996. Bd. 1: Faksimiles, 265 S.; Bd. 2: Kommentare (Transkription, Beiträge), 345 S.

Pfisterers «Barockes Welttheater» ist ein um einen Kommentar- und Transkriptionenband ergänztes Faksimile von Zeichnungen, in denen der Pfarrer zu Beginn des 18. Jahrhunderts sein «Weltbild» wiedergibt. Die sehr sorgfältig gemachte Edition wird von historischen Kommentaren zu Pfisterer und seinen Wirkungsstätten *(Gerhard Hergenröder, Rainer Lächele)*, zu seinen Ansichten des Geschlechterverhältnisses *(Gesa Ingendahl)* und zu «Differenz und Nähe im Dorf des 18. Jahrhunderts» *(Christel Köhle-Hezinger)* begleitet. Auch die Abbildungen von Realien, die einen grossen Teil der Bilderhandschrift ausmachen und Möbel, Werkzeuge und vor allem botanische Motive zeigen, sowie die Tradition der Motive in der Bilderwelt Pfisterers werden durch *E a-Maria Klein, Armin Geus, Ulrich Klein und Hans-Ulrich Roller* eigens kommentiert. Die Transkription, die ebenfalls im zweiten Band alle Textstellen in leicht modernisierter Weise wiedergibt, ist für den paläographisch nicht versierten Leser von Nutzen.

Die Aquarellbilder des Könger Pfarrers, die dieser zwischen 1716 und 1727 schuf, zeigen seinen Alltag. Zwar überwiegen die Darstellungen von Tieren und Pflanzen deutlich, was auf den erwachenden «naturwissenschaftlichen» Geist der beginnenden Aufklärung zurückzuführen ist, doch bedeuten einer historisch und volkskundlich interessierten Leserschaft selbstverständlich seine Menschendarstellungen und die damit einhergehenden Kommentierungen mehr. Wir haben hier, und das macht den besonderen Wert der Quelle aus, den Alltag der Dorfbewohner abgebildet, ihr Arbeiten, Feiern, auch ihre «Ausschweifungen», wie sie der Pfarrer sah.

Die Weltsicht Pfisterers wird vom orthodoxen Luthertum dominiert, welches das Diesseits stets als Werkplatz Gottes – also im Kontext von Ewigkeit, Vergänglichkeit, Heil und Unheil – sah. Der Titel «Barockes Welttheater» ist deshalb mehr als nur eine Überschrift. Die Welt als Theater, Schaubühne des Menschen in seiner eschatologischen Verankerung zwischen Gott und dem Bösen, das ist das Thema des Bandes. Der Pfarrer ist in seiner Malerei und seinen Texten auf der Basis seines christlichen Weltbildes kritisch gegen alles, was er als Sünde empfindet. Obwohl er auf den Reichsritter von Thumb als Ortsherrn existentiell angewiesen war, scheut sich Pfisterer nicht, ihn wegen seiner sexuellen Ausschweifungen heftig zu kritisieren. Auch die wenig von Nächstenliebe bestimmten adligen Verhaltensweisen bei den Fronen werden bissig kommentiert (Bd. 1, S. 135 f.). «Eines Christen Adelstand kom[m]et nicht von Eltern her, sondern er ist außerkohren, Und gantz Göttlichen Geschlechts, wan[n] Er schon ein Bettler war, Dan[n] Er ist auß Gott gebohren» (Bd. 1, S. 4). Obrigkeitskritik und Orthodoxie sind also, wie das auch die Forschungen von Luise Schorn-Schütte gezeigt haben, keineswegs Gegensätze.

Ein christlich eingehegtes, wiewohl hausherrlich-patriarchalisch geprägtes Rollenverhalten propagiert Pfisterer auch für Eheleute (zu seiner Tätigkeit im Kirchenkonvent vgl. S. 217, Lächele). So häufig er in Abwandlung zeitgenössischer Darstellungen den von der Frau unterjochten Mann lächerlich macht (Ingendahl), so sehr verficht er zugleich das Ideal des guten Haushalters, der für seine Familie zu sorgen hat: «Wer ordenlich hausiert, der füllet seine böden, Wer aber alber ist und Läßet sich bereden Zum spielen sauffen und zu aller üppigkeit, Mit deme ists gethan in zeit und ewigkeit. Der Seegen Gottes fleücht» (Bd. 1, S. 225). Hausen und Heil geraten in einen engen Konnex. Die christlichen Normen als Ordnungsprinzip sollen die diesseitige Welt durchdringen, welche selbst in einen moralischen Kosmos eingebettet ist.

Eine kompendienartige lutherische Ethik enthalten die Seiten 220–235: kindische Genusssucht steht dem Gegenpol des Lernens gegenüber, Unzucht der rechten Liebe, Verschwendung der gottgewollten Arbeit, Verzweiflung christlichem Leiden, Eitelkeit dem steten Blick auf Ewigkeit und Gottesgericht. Vanitas-Gedanke und «protestantische Ethik» gehen Hand in Hand. Der Kampf des Luthertums, dem Pfisterer sich dezidiert zurechnet (Bd. 1, S. 131), richtet sich gegen Geiz, Raffgier, Spielsucht, Hochmut und andere persönliche Laster, die durch Besserung ausgerottet werden sollen.

Die Edition macht eine einmalige Quelle zugänglich, die weiterer wissenschaftlicher Forschung dienen kann, besonders soweit sie sich der Frage nach dem Weltbild der Frühen Neuzeit widmet.

Heinrich Richard Schmidt

VOLKER REINHARDT (Hg.): Handbuch der historischen Stätten: Schweiz und Liechtenstein. Stuttgart: Kröner 1996. CXI, 798 S., Abb. (Stadtpläne), Register. (Kröners Taschenausgabe, 280).

Der Verlag Alfred Kröner in Stuttgart führt in seinem Programm die Reihe «Handbuch der historischen Stätten», die altes und ehemaliges deutschsprachiges Land (und ein Nachbargebiet) ortsgeschichtlich erschliesst. Neben zwölf Teilen über die Länder der Bundesrepublik und unnumerierten Ergänzungsbänden für Schlesien, Ost- und Westpreussen sowie Österreich (letzteres in zwei Bänden und ohne weiteres auch mit Einschluss von Südtirol) liegen nun auch das anzuzeigende Taschenbuch und noch ein Band von Dänemark vor. Als Herausgeber hatte der Verlag seinerzeit führende Historiker gewinnen können. Vorarbeiten für den jetzt erschienenen Schweizer und Liechtensteiner Band begannen in den frühen sechziger Jahren unter Bruno Meyer. Die lange Projektdauer hat dazu geführt, dass von den über 80 Autoren und Bearbeitern mehr als ein Drittel nicht mehr am Leben sind.

Das umfangreiche Taschenbuch eignet sich ausgezeichnet für die rasche Orientierung über die Geschichte vieler Ortschaften der beiden Länder. Touristen werden das deutliche Schwergewicht auf kunsttopographischen Informationen, wie es Reiseführern eignet, zu schätzen wissen. Die Kunstdenkmälerliteratur wird denn auch als Quelle am häufigsten zitiert.

Wer Aufschluss über das Wesen der Beziehung zwischen Landschaft und herausragendem historischem Geschehen erwartet, wird allerdings enttäuscht. Man möchte erfahren, wo im Lande sich geschichtlich Bedeutsames abspielte: Welches sind die «historischen Stätten» unserer Geschichte? Wann ist überhaupt ein solches Attribut angemessen? Bei aller Detailfülle bleibt die Antwort des Handbuchs vage. Am Schluss gilt die gesamte Landschaft mehr oder weniger als alter Siedlungsraum, wo sich Historisches fast überall als blosse Summe von Fakten der Architektur- und Kunstgeschichte, von ausgewählten Einzelbiographien und Institutionengeschichte nachweisen lasse. Das Handbuch verzeichnet sowohl menschliche als auch natürliche Ursachen dieses Befundes: Für Goldau werden sowohl der Bergsturz von 1806 als auch die Eröffnung mehrerer Eisenbahnlinien als prägende Ereignisse aufgeführt. Über Einzelbeobachtungen hinaus bietet das Handbuch jedoch etwa für die laufende Diskussion über die wissenschaftliche Umweltgeschichte wenig.

Zum imposanten Leitbegriff der «historischen Stätten» wird uns zuerst nur gerade gesagt, er erkläre sich im Grunde von selbst... Neben «grösseren, durch unverwechselbare historische Identität bestimmten und ihre Geschichte weitgehend selbst bestimmenden Städten» erfasst das Lexikon auch noch die kleineren Landstädte sowie einige Dörfer und Weiler. Als Hauptgrund für die Aufnahme in den Katalog wird also nach der individuellen Besonderheit dieser Ortschaften gefragt, die sich besonders im Ortsbild, in einem sichtbaren Substrat äussern sollte. Die Auffassung, dass Geschichte über materielle Zeichen greifbar werde, ist nicht neu und gewiss nicht falsch. Wenn dann allerdings viel Biographisches bedeutender Bewohner erwähnt wird, so ist das wohl mit einem traditionellen historischen Denkmuster zu erklären: Das Leben wichtiger Männer als Element der Lokalidentität. Darüber hinaus beruft sich das Handbuch ausdrücklich auf den *genius loci* historischer Plätze. Es gehe stets um einen «Ort, an dem sich geschichtliche Entwicklungen vollzogen, verdichtet und sichtbaren Niederschlag gefunden haben». Ortschaften müssten geschichtliche, explizit vor allem politisch-herrschaftliche Kräfte repräsentieren, um als historische Stätte gelten zu können.

Man ist gespannt auf das Ergebnis einer so ausgerichteten Landesbesichtigung. Es ist zu vermuten, dass wegen des vorgegebenen Konzepts und der redaktionellen Änderungen keine methodisch klare Begründung für die anregende Idee einer lokalen Identität von Ortschaften und Siedlungsräumen vorgelegt wird. Historisch-geographische Begriffe werden ohne Einbezug der jüngsten landeskundlichen Forschung verwendet, und nur selten betrachten die Verfasser neben dem engeren Siedlungsbild auch die übrige Kulturlandschaft.

Zur Struktur des Buches: Nach technischen Informationen (Autoren, Siglen, Abkürzungen usw.) und einer ausführlichen Zeittafel der politischen Geschichte des Raumes seit der Antike folgen kurze Berichte über die Geschichte der Kantone und des Fürstentums Liechtenstein. Der Schlussteil bringt eine Artikelübersicht, ein gutes Glossar und ein umfassendes biographisches Verzeichnis. Eigentlich wäre statt dessen beim gegebenen Thema eher ein Ortsregister zu erwarten gewesen, um die nicht in eigenen Artikeln beschriebenen Plätze zu finden. Im allgemeinen wird die Benützung des sehr sorgfältig redigierten Werks durch geringfügige Fehler keineswegs getrübt: Wohnort von Hans Sigrist ist Bellach, nicht Bellingen, von Ormalingen ist auf Farnsburg, nicht Farnsberg zu verweisen, für Hilflikon muss es Hilfikon heissen.

Zum Hauptteil des Lexikons: Neben den Artikeln von Gemeinden und unselbständigen Ortschaften kommen einige weitere inhaltliche Gruppen vor. Einige ausgewählte Regionen sind separat behandelt, besonders die grossen Täler des Wallis, wo zum Beispiel das Lötschental durchaus als kulturgeschichtliche Einheit aufgefasst werden kann. Darauf angewendet wirkt der Begriff der «historischen Stätte»

allerdings etwas überdehnt. Speziell angekündigt sind die Artikel über Passstrassen. Nur schade, dass dann nicht auch die Flusswege oder wenigstens die bedeutenderen Brückenübergänge aufgenommen wurden. Etwas zufällig hat man gewisse Orte im Wegnetz bevorzugt: Monte Piottino (TI), Viamala (GR), Porte-du-Scex (VS). Zahlreiche Bauwerke haben eigene Abschnitte, vor allem Burgen und Schlösser, wie Chillon (VD), Frohburg (SO), Oberhofen (BE), Wartegg (SG) u.a.m., und die ausserhalb von Ortschaften liegenden Klöster. Aufgenommen wurden auch einige regionale Wallfahrtsorte, besonders im Kanton Luzern, und vereinzelte Kurorte bzw. vielbesuchte Berge, wie die Rigi oder der Weissenstein (Gemeinde Oberdorf SO), während Säntis, Pilatus u.a. fehlen. Mehrere römische Fundorte, etwa der Wachtturm Biberlikopf (SG) und der Merkurtempel von Ursins (VD), sind gesondert aufgeführt. Demgegenüber kommt jedoch zum Beispiel das grosse Legionslager Vindonissa nur innerhalb des Ortsartikels Windisch vor, während dem am gleichen Ort befindlichen Kloster Königsfelden dann wieder ein ganzer Artikel gewidmet ist.

Für ein konventionell ereignisorientiertes Lexikon dürften kriegsgeschichtlich relevante Orte und Schauplätze einen Kernbestand bilden. Zu finden sind tatsächlich Einzelbeiträge zu Morgarten, Grauholz, St. Jakob an der Birs und Stoss. Leider mussten beim strikten Territorialprinzip die nicht innerhalb der heutigen Landesgrenzen liegenden Orte weggelassen werden wie Calven, Frastanz oder auch die Festung Hüningen. Militärische Einrichtungen sind im übrigen kaum berücksichtigt. Eine Ausnahme bildet St. Luziensteig (GR). Weder im Artikel Sargans noch unter Wartau ist von der grossen militärischen Sperrfestung des 20. Jahrhunderts etwas zu lesen, so wie auch das wehrhistorisch bedeutende Fort Airolo nicht genannt ist. Dagegen wird in einem eigenen Artikel auf Le Bas-Monsieur (NE), ein kleines, wenn auch notizwürdiges Wachthaus aus dem Ancien Régime, hingewiesen.

Etwas aus dem Rahmen fallen die Beiträge zum prähistorischen Fundort im Wildkirchli, zu der in jüngster Zeit aus regionalpolitischen Gründen beachteten Gemeinde Vellerat (ohne die frühere Ortsgeschichte) und zu guter Letzt zum Freilichtmuseum Ballenberg. Wie dieses gewiss sehenswerte Museum die Aufnahme in die Galerie der historischen Stätten verdient hat, bleibt rätselhaft. Problemlos ist hingegen der Eintrag über Bad Schinznach, Treffpunkt prominenter staatspolitischer Gesellschaften seit dem Ende des Ancien Régime.

Wie steht es um die Verknüpfung von Abschnitten mit Querverweisen, dieser für den praktischen Nutzen eines Lexikons wesentlichen Technik? Darin liegt eine Schwäche des Buches. Mehrfach fehlen in der alphabetischen Reihenfolge die Namen von anderswo behandelten Örtlichkeiten. So ist der seit dem Bundesvertrag zwischen Bern und den Urkantonen im Jahr 1353 vielbesuchte Tagungsort im Kienholz zwar unter Brienz erwähnt, aber kein Verweis darauf unter dem Buchstaben K zu finden. Notizen zum Tagsatzungsort Treib kommen, ohne Hinweis unter diesem Namen, sehr wohl im Ortsartikel Seelisberg (UR) vor, ebenso wie übrigens auch zum Rütli (ohne Hinweis unter R). (Am Rande sei bemerkt, dass gerade anhand dieses besonderen Landschaftsausschnittes hätte ausgeführt werden können, was von einer legendären, mythologisch belegten Stelle zu halten ist, die noch heute als historische Stätte par excellence Popularität geniesst. Modellmässig wäre zu zeigen, wie ein imaginärer geschichtlicher Ort zum durchaus realen historischen Reiseziel wird.) Die unter den Talschaften erwähnten Gemeinden im Wallis sind in der Regel unter ihrem eigenen Namen nicht aufgeführt. Ähnlich findet sich auf die Kurzbeschreibung von Petinesca unter der Gemeinde Studen (BE) kein Hinweis unter dem lateinischen Ortsnamen. Bei Amsteg (UR), wo eine ausführliche Burggeschichte von Zwing Uri ohne Verweis unter diesem Namen zu finden ist, wird auch die Gemeindestruktur von Silenen vernachlässigt – und ausserdem steht dort nichts zum technikgeschichtlich bedeutenden Kraftwerk der SBB, so wie überhaupt industrielle Aspekte der jüngeren Geschichte im Handbuch nur unsystematisch behandelt sind. Problematisch ist die Gewichtung von Andermatt. Zwar mit einem Direktverweis unter dem Buchstaben A, ist die Geschichte dieser alten Pfarrgemeinde und sogar jene des Urnerlochs unter «Hospental» abgehandelt. Das Urnerloch wird übrigens mit dem modernen Strassentunnel in der Schöllenen verwechselt. Gerade im Fall dieser historischen Region hätte sich die Aufnahme eines eigenen Artikels «Urseren» gelohnt.

Auch daraus folgt schliesslich, nicht ganz unerwartet, dass die historische Bewertung geographischer Punkte von Standpunkt und Überblick des Betrachters abhängt. Ohnehin ist der Katalog der Örtlichkeiten, die das Prädikat einer genauer zu definierenden historischen Identität verdienen, wandelbar, womit das «Handbuch der historischen Stätten Schweiz und Liechtenstein» als originelles einstweiliges Hilfsmittel gelten darf.

Peter Kaiser

DAS HISTORISCHE MUSEUM LUZERN. Luzern: Maihof Verlag 1997. 132 S., ill. (Luzerner Museen, Bd. 1).

Der schön gestaltete und reich illustrierte Band stellt die erste Veröffentlichung der neuen Serie «Luzerner Museen» dar. Er ist seinerseits Bestandteil der Öffentlichkeitsarbeit des Hauses und bietet einem breiten Publikum einen leichten, doch fundierten Einstieg in «sein» historisches Museum. Die begleitenden Texte situieren die abgebildeten Objekte so, dass über das Museum und seine Sammlung hinaus auch einiges zur Geschichte der Region zu erfahren ist. Anmerkungen, Literatur und Register vervollständigen die Angaben für wissenschaftlich Interessierte. MuseumspraktikerInnen entnehmen den Berichten zum Betrieb und den Reflexionen zu Konzepten einige Anregungen.

In der «Geschichte des Zeughauses» behandelt *Claudia Hermann* mehr als Vorläuferbauten, Neubau und spätere Veränderungen. Recherchiert werden auch Details wie die heraldische Ausschmückung im Stil der jeweiligen Jahrhunderte und die Lagerung verschiedenster Waffen, ihrerseits wiederum ein Spiegelbild der Entwicklung des Militärwesens. Augenmerk schenkt die Autorin auch der früheren Ausstellung von Kriegstrophäen (z.B. aus der Schlacht bei Sempach), die das Zeughaus im Umfeld des aufkommenden Tourismus zu einem museumsartigen *must* am Tor zur Innerschweiz avancieren liess. Mit dem Blick über die örtlichen Verhältnisse hinaus wird ersichtlich, dass das Luzerner Zeughaus in seiner Entwicklung mit ähnlichen Bauten in der damaligen Eidgenossenschaft durchaus vergleichbar ist.

Die Vergangenheit des Hauses zeichnet *Josef Brülisauer* (Direktor des HMLU) auf institutioneller Ebene nach. Der Autor zeigt, wie wechselnde Projekte von Staat und Vereinen im 19. und 20. Jahrhundert die historische Sammlung in verschiedenen Gebäuden und Kontexten beheimateten. Nach intensiver planerischer, baulicher und wissenschaftlicher Arbeit konnte 1986 das neue Historische Museum Luzern im renovierten Zeughaus (wieder)eröffnet werden. In einem zweiten Schritt geht Brülisauer auf die Sammlung ein und stellt die militärgeschichtlichen Objekte als ersten Schwerpunkt vor. Hier dokumentiert ein beachtlicher Bestand an Waffen und Uniformen die wichtigsten Etappen der Entwicklung seit dem Spätmittelalter. Die traditionelle Volkskunde wird mit Josef Zihlmanns Sammlung zur religiösen Volkskunde angesprochen. Museumsleute werden die Ausführungen über Sammlungsziele interessieren: Ein mittelfristiges Sammlungskonzept sieht einerseits vor, die bisherigen Schwerpunkte weiterzuführen, und anderseits – in Anbetracht der weltweit ähnlichen Fabrikate – neue Sammlungsfelder eher dort zu eröffnen, «wo Luzern eine bedeutende und spezielle Rolle spielt oder wo Objekte durch den raschen Wandel besonders gefährdet sind» (S. 54). Bei der Aufzählung der verschiedenen Schwerpunkte wird deutlich, wie sehr der Museumsleitung nicht bloss das Objekt als solches, sondern im Sinne des dokumentierenden Sammelns auch Fotos, schriftliche Unterlagen (und zu neueren Gegenständen wohl auch Interviews) wichtig geworden sind. Vorbildcharakter haben auch die inhaltlichen Absprachen unter den Museen in Stadt und Landschaft, die eine Konkurrenz bzw. doppelspuriges Arbeiten vermeiden wollen.

Auch die folgenden Beiträge stellen Schwerpunkte und Aktivitäten des Museums vor: Aus der Textilsammlung präsentiert *Ursula Karbacher* erlesene Prunkstücke (etwa Bildteppiche) neben Alltagskleidung. Wie die Textilien, so werden auch die Gegenstände der Dauerausstellung zu den Themen Staat und Politik, Wirtschaft und Geschichte durch *Josef Brülisauer* mit den notwendigen Informationen aus der regionalen Geschichte begleitet. Weiter fasst *Ruedi Meier* in Wort und Bild die Inhalte von gegen fünfzig Sonderausstellungen zusammen, die das Haus in zwölf Jahren zeigte – davon die Hälfte Eigenproduktionen. Gleichermassen auf Aktualität und Abwechslung zielen die begleitenden Aktivitäten der Museumspädagogik; auch hier beschreibt *Ruedi Meier*, was von Theatervorstellungen über geführte Ausstellungsbesuche bis zu Exkursionen alles realisiert werden konnte.

Diese Vielfalt wird auch im Falle Luzerns durch einen engagierten Verein, die «Freunde des Historischen Museums», getragen, den *Paul Rosenkranz* vorstellt. Im Ausblick hat *Josef Brülisauer* gegenwärtige Tendenzen zwischen neuen Kommunikationsmitteln und strukturellen Reorganisationen im Visier; entgegen medialen Inszenierungs- und behördlichen Budgetzwängen möchte der Direktor auch «Unspektakuläres und Unrentables», das «wissenschaftlich und bildungspolitisch oft wertvoll(er)» ist, realisieren.

Dem Haus ist zu gönnen, dass ihm das auch im zweiten Lebensjahrzehnt gelingt – die Publikation aus einem Kulturbetrieb mit viel Engagement, das weit über den Dienst nach Vorschrift hinausgeht, ermutigt zur Annahme, dass dies gelingen wird. *Werner Bellwald*

ANITA CHMIELEWSKI-HAGIUS: «Was ich greif, das weich...». Heilerwesen in Oberschwaben. Münster/New York: Waxmann 1996. 275 S., Abb. (Internationale Hochschulschriften, 208).

Das vorliegende Buch basiert auf der 1992 bei Prof. Daxelmüller abgeschlossenen volkskundlichen Dissertation mit dem Titel «Heilkundige auf dem Dorf. Studien über laienmedizinisches Wirken von Heilern in Oberschwaben». Dank umfangreichen Feldforschungen, die in den Jahren 1987 bis 1990 im Untersuchungsgebiet absolviert wurden, gelingt es der Autorin, einen fundierten Einblick in die Grundlagen und Bedingungen des Heilerwesens zu gewähren. Im Zentrum der Untersuchung stehen dabei immer das Leben und Wirken, die unterschiedlichen Schicksale der Heilkundigen sowie deren Einstellungen, Meinungen und Verhaltensweisen.

Nach einem ausführlichen Überblick zum Forschungsstand der Volksmedizin im allgemeinen und des Heilerwesens im besonderen nimmt die Autorin die keineswegs einfache Definition ihres Forschungsgegenstandes vor: «Es handelt sich (...) ausnahmslos um ‹medizinische Laien›, die nach geltendem Recht mehr oder weniger am Rande der Legalität ihre Heiltätigkeit ausüben. Hierbei werden von ihnen entweder Heilweisen angewandt, die auf alte volksmedizinische Praktiken unseres europäischen Kulturkreises zurückgehen und/oder anderweitige medizinische Aussenseitermethoden, die auch von aussereuropäischen Medizinformen stammen oder von ihnen beeinflusst sein können.» Aufgrund dieser Definition teilt sie die von ihr befragten Heiler in zwei Gruppen ein: «1. Gebets- bzw. Glaubensheiler, die vorwiegend mit Hilfe von Gebeten heilen, sich auf überliefertes Wissen stützen (...). 2. ‹moderne› Heiler, die medizinische Aussenseitermethoden anwenden und dabei teilweise auch auf aussereuropäische Medizinformen zurückgreifen». Beiden Gruppen gemeinsam ist, dass sie keinen staatlich anerkannten Heilberuf ausüben. Der Umstand, dass das Wirken der erforschten Personengruppe in einer Grauzone der Legalität stattfindet, hatte auch Auswirkungen auf die Forschungsmethoden.

Das Verfahren der teilnehmenden Beobachtung konnte nur in einem geringen Ausmass angewandt werden. Es kamen nur sog. weiche Befragungsmethoden zum Zuge, offene Interviews mit flexiblem Leitfaden; ferner ein Rückgriff auf frei erzählte Biographien und Gespräche. Oder anders ausgedrückt: für das Erhebungsverfahren wurden vor allem die im Alltag praktizierten Interaktionsformen genutzt. Die Analyse des erhobenen Materials erfolgte denn auch grösstenteils aus lebensgeschichtlichen Erzählungen und weniger aus eigenen Beobachtungen und beantworteten Fragen; erst anhand des lebensgeschichtlichen Materials wurden Fragestellungen und Hypothesen entwickelt. Gerade dieses subtile methodische Vorgehen, das weniger geprägt war von präzisen Fragen als vielmehr von einem überaus geduldigen Zuhören, macht die überdurchschnittliche Qualität dieser Arbeit aus. Die Autorin konnte sich offenbar mit grosser Behutsamkeit in das unter der Oberfläche funktionierende Kommunikationssystem einschleusen, das nach ihrer Einschätzung ein wesentlicher Faktor für das im Untersuchungsgebiet heute noch intakte Heilerwesen ist: «Das Wissen um den Personenkreis der Gebetsheiler und auch der ‹modernen› Heiler wird so am Leben erhalten, aktiviert bzw. auch neu verbreitet.» Die so erlauschten – im übrigen spannend zu lesenden – Lebensgeschichten werden von der Autorin gekonnt analysiert und gewertet. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei dem Wandel des Heilwesens im Untersuchungsgebiet. So hat sich gezeigt, dass das Heilwissen zum Blutstillen, Brandlöschen, Warzenabbeten und Schmerz- bzw. Fiebernehmen in Oberschwaben noch heute weit verbreitet ist und problemlos weiter vermittelt wird. Dabei hat sich aber auch herausgestellt, dass das Repertoire der Anwendungen von Überliefertem immer kleiner wird – dies nicht zuletzt deshalb, weil gewisse Krankheiten wie Rachitis oder Haarwurm kaum mehr auftreten. Zudem werden abstruse und obskure Heilrezepte aus Vernunftgründen immer weniger angewandt. Auf der andern Seite sind aber auch Innovationen, insbesondere im Umfeld und im Umgang mit den Gebetstexten auszumachen. Einen interessanten Aspekt in diesem Zusammenhang bildet der Einbezug eines Heiltätigen, der im Bereich der sog. modernen Alternativmedizin tätig ist. Dessen Akzeptanz innerhalb der Heimatgemeinde führte nicht ganz überraschend über Auswärtige. Erst als dessen Erfolg – abzulesen an der regen Frequentierung seiner Heilpraxis – nicht mehr zu übersehen war, wurde sein Angebot auch von Ortsansässigen in Anspruch genommen.

Gebührend Beachtung findet auch der «geistige Hintergrund», auf dem das Heilerwesen basiert. Die Heilenden, die sich nach ihrer Herkunft, ihrer Schulbildung und ihrem beruflichen Werdegang nicht vom Gros der übrigen Dorfbewohner unterscheiden, bewegen sich durchwegs in einem Spannungsfeld, das gültige weltanschauliche und kirchliche Standpunkte ebenso beinhaltet wie abergläubische und wissenschaftlich nicht verbindliche Überzeugungen. In der Folge dieser Spannungen werden zum Beispiel «grosszügige» Uminterpretationen von kirchlichen Lehrmeinungen vorgenommen, obwohl alle befragten Gebetsheiler sich als gläubige Katholiken mit einer eher konservativen Glaubensausrichtung verstehen. Die Vielfalt einer solchen mit magisch-dämonologischen Vorstellungen durchsetzten Glaubenswelt wird durch einen kurzen Abriss zur religiösen Grundhaltung der Gebetsheilenden ergänzt.

Roland Inauen

BRUNHILDE MIEHE: Der Tracht treu geblieben. Studien zum regionalen Kleidungsverhalten in Hessen. Haunetal/Wehrda, im Selbstverlag der Autorin. 3. Aufl. 1995. 360 S., zahlr. Abb. (Bezugsadresse: B. Miehe, Alte Schule Gershausen, D-36275 Kirchheim).

Dieses schön ausgestattete Buch konnte, was das westliche Europa betrifft, nur in Hessen geschrieben werden, weil nirgends sonst mehr Frauen in grösserer Zahl (und einzelne Männer) in der Tradition des 19. Jahrhunderts Trachten als tägliche Kleidung tragen, und zwar in über zwei Dutzend regionalen Formen. Selbstverständlich nicht von ungefähr, denn wohl nirgends hat sich das volkskundliche Interesse daran (von dem der Künstler unterstützt) seit mehreren Generationen so permanent manifestiert. Das allein aber erklärt die Sonderstellung kaum. Sozial-, Konfessions- und Wirtschaftsstruktur haben das Ihrige dazu beigetragen. Das ist allerdings nicht das Thema des Buches, wenngleich das letzte Kapitel einiges dazu andeutet. Durchgehend jedenfalls wurde und wird die Tracht als bäuerlich verstanden.

Nachdem Gitta Böth 1980 den Wechsel von der Tracht zur Allerweltskleidung in so aufschlussreicher Weise dokumentiert und analysiert hatte, war es geradezu zwingend, die Gegenfrage zu stellen: weshalb manche Frauen sich nicht zum Umkleiden entschlossen. Die Autorin löst sie über Fallstudien, genauer: mit 54 Portraits von Frauen (und 2 Männern), nach Landschaften geordnet und mit reichem Bildmaterial untermauert. Unter ihnen befinden sich auch einige nach dem Krieg ausgesiedelte deutschsprachige Südosteuropäerinnen, die in der hessischen Umgebung die einzigartige Möglichkeit sahen, ihrer heimischen Kleidung treu zu bleiben. Zu den Portraits der Trachtträgerinnen kommen, ebenso originell wie wertvoll, die Geschichten einschlägiger Handwerker und Händler, schliesslich ein Abschnitt über neue Vereinstrachten und zwei aufschlussreiche «Sonderfälle»: jüngere Frauen aus trachtenlosem Milieu, die sich als Ausdruck eines (primär wohl ästhetisch motivierten) privaten alternativen Stils heute durchgehend trachtenmässig kleiden.

Unnötig zu sagen, dass hinter dieser einmaligen Dokumentation jahrelange, mit grossem menschlichem Engagement geführte Feldforschung steht, doppelt bewundernswert, weil sie zwar auf Vorhandenem aufbauen konnte, aber in völligem Alleingang geleistet wurde.

Die gewählte Methode erlaubt, den ausschlaggebenden individuellen Gegebenheiten und Motivationen in adäquater Weise auf die Spur zu kommen. Sie liefert ausserdem höchst interessante Hinweise auf Alter, Herkunft, Vielfalt und Zusammensetzung des jeweiligen Kleidungsbesitzes und ermöglicht Vergleiche der Tendenzen über verschiedene Räume hinweg. So wird deutlich, dass bei aller subjektiven Verschiedenheit (auch des Geschmacks) modische Elemente überall in ähnlicher Weise wirksam werden, dass soziale Differenzierungen verschwinden, die öffentliche Wertschätzung seit den siebziger Jahren aber allgemein wieder zugenommen hat – und dass die Frauen (auch die älteren und alten) ihren persönlichen Spielraum neu auszuloten wissen. Die Lebendigkeit und Flexibilität der Trachten, die sich in all dem manifestiert, ist beeindruckend. Allerdings wird sie mit der jetzt noch lebenden Generation von Trägerinnen ihr Ende finden: Kinder kleiden sich in keinem einzigen Fall mehr so.

Was bei dem gewählten Vorgehen ein wenig zu kurz kommen mag, sind übergreifende soziale Aspekte: das Verhältnis zwischen den Trachtträgerinnen und den unterschiedlichen Gruppen, Kirchgemeinden, Dörfern, Regionen, denen sie angehören, sowie deren Protagonisten. Sie würden erlauben, die Fragen noch in etwas grössere Zusammenhänge zu stellen (ohne sie damit unbedingt besser lösen zu können). So oder so aber ist hier eine höchst wertvolle, unvergleichliche, zu Recht mit einem Preis ausgezeichnete Dokumentation zustande gekommen, die über den hessischen Rahmen hinaus einen wichtigen Beitrag zur Kleidungsforschung zu leisten vermag. *Christine Burckhardt-Seebass*

NORBERT FISCHER: Vom Gottesacker zum Krematorium. Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 1996. X, 256 S., Abb. (Kulturstudien: Bibliothek der Kulturgeschichte, Sonderband 17).

Die Untersuchung von Norbert Fischer zur Geschichte der Friedhöfe seit dem 18. Jahrhundert ist die überarbeitete und ergänzte Fassung seiner Dissertation aus dem Jahre 1994 an der Universität Hamburg im Fach Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Ihr Titel markiert den grossen Zeitraum, den sie umfasst; sie setzt im späten 18. Jahrhundert ein und umspannt verschiedene Stationen und Einschnitte der sepulkralen Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts bis hin zu den Krematorien im Nationalsozialismus. Fischer hat «exemplarische Bereiche dieses weiten Feldes ausgewählt: Friedhofsästhetik, Grabstättentypologie und Grabmalkultur, Feuerbestattung und Krematoriumsarchitektur» (S. 2) und untersucht diese Themen in ihrer urbanen Ausprägung. Es geht ihm nicht darum, die «gesamte Geschichte der Sepulkralkultur in Deutschland für den genannten Zeitraum darzustellen: Vielmehr sollen die Trans-

formationen bestimmter sepulkraler Ausdrucksformen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert analysiert werden – vor allem anhand markanter Zäsuren, folgenreicher Innovationen und besonders aufschlussreicher Fallbeispiele, aber auch anhand der Linien langer Dauer» (S. 2). Die Veränderungen und Entwicklungsströme in der Trauer- und Bestattungskultur dieser Zeit sollen die darin aufscheinenden gesellschaftlichen Prozesse und ihre teilweise anachronistischen Ausprägungen deutlich machen. Somit versteht sich die Studie als eine Synthese von Sozial- und Kulturgeschichte (S. 3).

Die Untersuchung ist in fünf Kapitel untergliedert, deren Gang im folgenden umrissen werden soll. Ausgangspunkt des ersten Kapitels, das sich mit der Bestattungskultur um 1800 befasst, ist die Auslagerung der Friedhöfe im späten 18. und im 19. Jahrhundert. Mit Ausblicken auf die reformorientierten Länder Österreich und Frankreich werden die bekannten Entwicklungslinien der Friedhofs- und Bestattungskultur bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nachgezeichnet. Demographische Entwicklungen und bürgerlicher Hygienediskurs hatten die Sensibilität für gesundheitliche Probleme geschärft und das Bestattungswesen in das Blickfeld medizinischer Überlegungen gerückt. Im Zuge des Hygienediskurses entstanden die Leichenhäuser; auf den geometrisch angelegten Friedhöfen wurde das Reihenbegräbnis als hygienische Massnahme eingeführt. Die rasterförmig erschlossenen Anlagen spiegelten den hygienisch-medizinischen Zweckrationalismus jener Zeit wider.

Die neue Formensprache der klassizistischen Grabmalkultur rezipierte in Anlehnung an die Abhandlung von Gotthold Ephraim Lessing, «Wie die Alten den Tod gebildet», die Antike. Sie verkörperte den schönen Tod in der Figur des Todesgenius als Bruder des Schlafes und verbannte die Darstellung des Todes als Skelett aus der sepulkralen Ikonographie.

Im zweiten Kapitel wird die allmähliche Auflösung des geometrischen Rasters durch die «Krumme Linie», d.h. die geschwungene Wegeführung, die im englischen Landschaftsgarten das Natürliche verkörpern sollte, beschrieben. Durch das landschaftsgärtnerische Element – das im übrigen im Städtebau zunehmend an Bedeutung gewinnt – erhalten die Friedhöfe neue urbane Qualitäten, z. B. das Spazierengehen. Der Begräbnisplatz wird laut Fischer zu einem «domestizierten Kulturraum», der im Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg seinen ästhetischen Höhepunkt erreicht. In der Vereinigung von Architektur, Skulptur und Landschaftsgärtnerei (Cordes, S. 46) wird in Ohlsdorf eine Synthese verschiedener Künste, ein Gesamtkunstwerk geschaffen.

Die soziale Hierarchie der Grabstätten in Form von Reihen- und Familiengräbern korrespondiert mit den entsprechenden landschaftlichen Partien des Friedhofes: die grossflächigen Familiengräber lagen in der bewaldeten Zone, die Reihengräber hingegen befanden sich in den rasterförmig erschlossenen und wenig gepflegten Quartieren.

Das dritte Kapitel ist der Entwicklung des Grabmales als einem spezifischen Träger von Leistung und Bedeutung des Individuums in seiner innerweltlichen Sinnstiftung gewidmet. Es zeichnet die gestalterische Entwicklung der Grabmalkultur vom neogotischen gusseisernen Kreuz bis hin zur industriell und seriell hergestellten Galvanoplastik nach und zeigt beispielhaft die sepulkral inszenierte Grösse und Macht des industriellen Bürgertums in der Kaiserzeit. An dieser Monumentalität sowie der maschinellen und seriellen Herstellung von Grabsteinen, die es immer breiteren Schichten der Bevölkerung ermöglichte, sich ein Grabmal anfertigen zu lassen, entzündete sich zu Anfang des 20. Jahrhunderts der Unwillen der Friedhofsreformbewegung.

Diese Reformbewegung, die im vierten Kapitel untersucht wird, reihte sich in andere Reformströmungen der Zeit wie der «Wandervogel», die Gartenstadt- und Heimatbewegung, aber auch den Deutschen Werkbund ein. In ihren disparaten und teils widersprüchlichen Interessen mischten sich kulturkritisch-retrospektive, am Handwerk orientierte Tendenzen mit radikalen Typisierungstendenzen der Bauhaus-Ära. 1921 mündete die Friedhofsreformbewegung in den Reichsausschuss für Friedhof und Denkmal, in dem anfänglich ebenfalls eine Vielfalt reformerischer Interessen vertreten war, bis der Typisierungsgedanke als Ausdruck sepulkraler Demokratie immer mehr in den Vordergrund rückte. Fischer beurteilt diesen Richtungswechsel als ein technokratisch-kommunales Herrschaftskonzept (S. 87), das von einer sozialromantischen Gemeinschaftsideologie getragen sei, und er untersucht die Wirkungsgeschichte der Friedhofsreformbewegung im Nationalsozialismus, der sich besonders empfänglich für die deutsch- und heimattümelnden Tendenzen zeigte.

Im fünften und umfassendsten Kapitel legt Fischer die Einführung der Feuerbestattung in Deutschland und ihre einschneidenden Folgen für das Bestattungswesen der Moderne dar. Fischer hat sich bereits in seiner Magisterarbeit und etlichen Publikationen der Problematik der Feuerbestattung eingehend gewidmet und bezieht sich in diesem Kapitel explizit auf frühere Forschungsergebnisse. Den einschneidenden Wandel im Umgang mit den Toten durch die Feuerbestattung bezeichnet er in der Substanz als modern, in seiner gesellschaftlichen Vermittlung als traditionell. «In ihrem höchst aufschlussreichen Konglomerat aus naturwissenschaftlicher und klassisch-bildungsbürgerlicher Orientie-

rung vereinte die Feuerbestattungsbewegung jene beiden Pole bürgerlicher Mentalität, die für die Zeit des Kaiserreiches sonst häufig als gegensätzlich gelten» (S. 95). Fischer untersucht die höchst konfliktreichen Auseinandersetzungen zwischen den sog. Krematisten und den Kirchen um die Einführung der Feuerbestattung. Denn mit dem Engagement für die Feuerbestattung verband sich ein Kampf um die Säkularisierung der Gesellschaft, dem die Kirchen letztlich insofern unterlagen, «als sich in der städtischen Gesellschaft eine wachsende Entkirchlichung» (S. 100) bemerkbar machte.

Den Architekten erwuchs mit den Krematorien eine neue Bauaufgabe, die sie mit den Mitteln der stilistischen Vielfalt des Historismus lösten, radikale Innovationen wurden nicht geschaffen, weshalb sie als «konservative Modernisierer» gelten. Mit der zunehmenden Akzeptanz verlor die Feuerbestattung in der Weimarer Republik zumindest in den Städten ihren exotischen Charakter und verzeichnete hohe Zuwachsraten, zumal sie von der Sozialdemokratie und der kommunistischen Arbeiterbewegung gefördert wurde.

Norbert Fischer ordnet abschliessend die umrissenen Entwicklungslinien der Friedhofs- und Bestattungskultur vom späten 18. bis ins 20. Jahrhundert einem kontinuierlichen Prozess der Rationalisierung zu, in welchem der Tod entzaubert wurde. Seine Untersuchung kann trotz abweichender Interpretationen der Rezensentin in Detailfragen als gelungen bezeichnet werden. Breitet sie doch die facettenreiche und teilweise widersprüchliche Entwicklung der Sepulkralkultur mit ihren mannigfaltigen Erscheinungen über einen Zeitraum von 150 Jahren aus. Somit bietet die Studie einen interessanten Beitrag zur Sozialgeschichte der Friedhöfe seit 1800. *Barbara Happe*

Stefan Beck: Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte. Berlin: Akademie Verlag 1997. 398 S. (Zeithorizonte, 4).
Rolf Lindner (Hg.): «Wer in den Osten geht, geht in ein anderes Land». Die Settlementbewegung in Berlin zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik. Berlin: Akademie Verlag 1997. 202 S., Abb. (Zeithorizonte, 6).

Die zwei im Jahre 1997 erschienenen Titel aus der Schriftenreihe des Instituts für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität dokumentieren in ihrer Unterschiedlichkeit einen Teil des Spektrums ethnologischer Lehre und Forschung, welches seit der Wende in Berlin entstehen konnte.

Hinter dem Titel von *Stefan Beck* verbirgt sich eine überarbeitete Tübinger Dissertation von 1996, betreut u.a. vom jetzigen Berliner Lehrstuhlinhaber Wolfgang Kaschuba. Sie thematisiert den «Umgang mit Technik» in vielseitig facettierender Weise. Die Blickwinkel des Autors reichen von der Beobachtung der Ausgrenzung des Technischen aus der Mehrzahl kulturwissenschaftlicher Beschreibungen bis hin zur Aufforderung der Aktivierung spätmoderner Kreativität bei der Aneignung von Technik. Ihm gelingt eine ausgezeichnete Darstellung von «Technikforschung als interdisziplinäre Veranstaltung» (so eine Kapitelüberschrift) und eine höchst pointierte Zusammenfassung von Technik-Diskursen der Nachbarfächer Soziologie, Philosophie und Cultural Anthropology/Ethnologie seit Ende der 1970er Jahre.

Die bisherigen Aussagen des Rezensenten beziehen sich auf den Teil II der Arbeit (S. 165 ff). Nicht so positiv zu beurteilen ist Teil I, in dem – zeitlich weiter ausholend – nicht nur der «akademischen Disziplin Volkskunde und ihren Nachfolgefächern Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft» (S. 23) eine besondere Technikabstinenz vorgehalten wird, sondern der Autor auch eine grundsätzliche Darstellung der volkskundlichen Fachgeschichte versucht. Abgesehen davon, dass nicht jeder Doktorand verpflichtet ist, sämtliche Irrfahrten Sindbads zu wiederholen, um schliesslich Basra oder Bassora auf eigenem Weg zu erreichen, droht bei diesen Übungen die Gefahr, zusätzliche Schiffbrüche zu erleiden. Als solche kann man es wohl bezeichnen, wenn Leopold Schmidt und Hans Moser als «Vertreter der ‹historischen Schule›» zusammengefasst werden (S. 110–113), und wenn auf wenigen Seiten (S. 128–136) die volkskundliche Sachkulturforschung abgehandelt, mit Thesen bedacht und die erforderlichen Revisionen angemahnt werden. Viele Passagen von Teil I des Buches sind ausserdem redundant mit den Aussagen, die Gisela Welz in der einführenden Diskussion zum 1996 erschienenen Band 5 der «Zeithorizonte» formulierte, wobei sie jedoch präziser und zielstrebiger argumentierte.[1] Stefan Beck, der in einem eigenen Abschnitt Argumentationskontexte und Gang der Arbeit erläutert (S. 15–22), scheint selbstgesetzten Formalansprüchen, d. h. etwa: Durchhalten einer vorgegebenen Gliederung (zwei Teile mit je drei Kapiteln), teilweise aufgesessen zu sein. Dennoch hat

[1] vgl. G. Welz: Inszenierungen kultureller Vielfalt. Frankfurt am Main und New York. Berlin 1996 (Zeithorizonte, 5). Zu Hans Moser, S. 32ff.

er mit dieser Arbeit unter Beweis gestellt, dass in Zukunft in den «Ethnofächern» mit ihm zu rechnen sein wird. Allerdings sei ihm nahegelegt, das von ihm immer wieder benannte Konstrukt von der Volkskunde und ihren «Nachbarfächern» nicht als stringente Abfolge, sondern besser als spätmodern beliebige Setzung zu interpretieren. Denn immerhin sind «noch» 26 Volkskundeinstitute an deutschsprachigen Universitäten verblieben, während nur drei bis vier Institute die – unterschiedlichen! – neuen Namen tragen. Und die hochschulpolitischen Probleme der kleinen Fächer sind – wie wir gerade am Beispiel Tübingens erfahren müssen – nicht immer durch Onomastik zu lösen.

Als volkskundliche Arbeit im besten Sinne, ja als exemplarische Heimatkunde eines Berliner Quartiers ist die zweite hier zu besprechende Veröffentlichung zu charakterisieren. Bei dem von *Rolf Lindner* herausgegebenen Stück der Serie «Zeithorizonte» handelt es sich um den Bericht über ein mehrsemestriges Lehrprojekt des Instituts für Europäische Ethnologie. Lindner und der studentischen Arbeitsgruppe ist es gelungen, in gemeinsamer historischer Empirie als Form forschenden Lernens ein Stück Kultur- und Alltagsgeschichte aus der Zeit «zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik» zu entdecken und unter Berücksichtigung aktueller Fragestellungen nacherlebbar zu machen. Untersucht wird die Settlementbewegung in Berlin, eine in Deutschland wenig bekannte, oft von Studierenden getragene soziale Bewegung, die besonders in England am Ende des 19. Jahrhunderts grosse Wirkkraft aufwies. Sie zieht «ihre Besonderheit daraus ..., dass sie einen Kulturkontakt zwischen ‹Hoch› und ‹Niedrig›, ‹Besitzenden› und ‹Besitzlosen›, ‹Gebildeten› und ‹Ungebildeten› herzustellen versucht. ... In einem solchen Feld verdichten sich zentrale Fragestellungen der Europäischen Ethnologie: das Verhältnis von politischer Geschichte und Alltagsgeschichte, die Auseinandersetzung zwischen Bildungskultur und Popularkultur, Kulturkontakt und Kulturwandel, Kultivierung als Missionierung und die Kolonisierung von Lebenswelten» (S. 9).

Das Buch ist eindrucksvoll bebildert, wobei die Fotos «Berliner Jungs» (vor S. 9), die Strassenansichten auf Seiten 84–85, «Balgende Kinder» (S. 98) sowie «Wenzel Holek mit einem Knabenklub» (S. 162) besondere Aufmerksamkeit des Rezensenten erregten, neben gut ausgewählten Abbildungen von Plakaten, Faksimiles von Handschriften und Titelblättern. All dies dokumentiert – augenscheinlich in engerem und weiterem Sinn – Ausgrabungen einer vergangenen Grossstadtheimat, deren Kern die «Soziale Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost» (SAG) war. Sie hatte übrigens ihren Platz dort, wo zunächst das neugegründete Berliner Institut untergebracht worden war: in der Friedensstrasse in Berlin-Friedrichshain.

Die Texte sind sorgfältig komponiert. Einer allgemeinen Geschichte der Liebesarbeit und der Darstellung der «Parallelen von innerer und äusserer Mission um 1900» (S. 15–50) folgen gelungene Schilderungen der Settlements in London und Chicago (S. 51–80). Beim Lesen musste ich meine in Kindheit und Jugend erworbenen Einschätzungen des sozialistischen Autors Jack London gründlich korrigieren, dem von den Studierenden letztlich zu Recht Rassismus als Teilaussage seiner Sozialreportagen nachgewiesen wurde. Der dritte Teil des Projektberichtes – «Im dunklen Berlin» (S. 81 ff.) – ist ebenfalls ausgezeichnet gelungen. Die historische Einführung Rolf Lindners geht äusserst sensibel auf allgemeine Eckdaten wie den 14. August 1914 und deren Auswirkungen auf die SAG ein. Ihr folgen pointierte Darstellungen von einzelnen Aspekten der internen Auseinandersetzungen: Jugenderziehung, «Schmutz- und Schundliteratur», Knabenklub, Festkultur, Kino als Konkurrenz einer didaktischen Subkultur. Wir lernen tragende Personen der SAG als Menschen kennen und schätzen: etwa Friedrich Siegmund-Schulze als Schöpfer des Settlements oder Wenzel Holek, den sensiblen Organisator.

Bemerkenswert ist die – bei solchen Publikationen keineswegs übliche – durchgehende hohe Qualität der studentischen Texte. Daraus lässt sich neben der sorgfältigen Redigierleistung des Herausgebers auch das grosse Engagement der Projektgruppe (neben Rolf Lindner: 11 Frauen und 1 Mann) ablesen. Kurzum: mit diesem Buch bestätigt sich, dass ethnographische Beschreibungen historischer Vorgänge von Wert sein können für die in letzter Zeit so oft beschworene Identität unseres Faches.

Vergleicht man aber die Intentionen und Erkenntnisinteressen der drei jüngsten in der Reihe «Zeithorionte» erschienenen Titel – wovon die Habilitationsschrift von Gisela Welz hier nur zitiert werden konnte –, so scheint es fast gleichgültig zu sein, welche kulturpolitischen Hintergründe zu welchen Namensformen unserer Institute führten und führen werden. Wichtig ist dagegen die offene Auseinandersetzung – der Fachdiskurs in seiner ganzen Breite. Und der wird in der Berliner «Europäischen Ethnologie» offensichtlich geführt.

Rainer Alsheimer

HERMANN HEIDRICH (Hg.): Mägde, Knechte, Landarbeiter. Arbeitskräfte in der Landwirtschaft in Süddeutschland. Bad Windsheim: Fränkisches Freilandmuseum 1997. 304 S., Ill. (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, 27).

Angesichts knapper öffentlicher Kassen, selbst in süddeutschen Ländern, entstehen immer häufiger Wanderausstellungen aus der Zusammenarbeit mehrerer Museen einer bundesrepublikanischen Region. Der Katalog einer solchen Gemeinschaftsveranstaltung ist hier zu besprechen. Insgesamt acht bayerische und ein württembergisches Freilichtmuseum taten sich dabei zusammen – unter Federführung des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim (Katalog) und des Hohenloher Freilandmuseums in Schwäbisch Hall-Wackershofen (Ausstellungsherstellung).[1]

Entstanden ist durch diesen Verbund ein schönes und lesenswertes Buch. Nicht nur die «Facetten dieses grossen Themas in verschiedenen Regionen» und ihre Darstellung beeindrucken; mehr noch können die allgemeinen und exemplarischen Artikel zum Nachdenken anregen: voran die Einführung von *Hermann Heidrich,* der den Mut besitzt, über den Begriff «abhängig» – trotz der unterschiedlichen Definitionen und Lebenslagen der Betroffenen schon seit dem 18. Jahrhundert – von einer «Klasse» zu sprechen. Und dies in spätmoderner Zeit, in der die Begriffe Bürgertum und Proletariat als homogene Gruppierungen in der Geschichtswissenschaft dekonstruiert werden. Gegen eine solche Interpretation scheinen die weiteren Artikel zu sprechen, die das Gesinde der bayerischen frühen Neuzeit *(Winfried Helm),* die «Inwohner» *(Helmut Bitsch),* Rittergutsgesinde *(Simone Müller),* regionale Verhältnisse *(Bertram Popp, Albrecht Bedal, Hans Schmid, Sibylle Schmidt-Lawrenz; Martin Ortmeier; Sieglinde Weiss und Ariane Weidlich)* und die Landarbeiterfrage in Württemberg 1871–1933 *(Hans P. Müller)* schildern.

Lebendige Erinnerung spricht aus den Beiträgen von *Ralf Heimrath* und *Anita Zwicknagl* über Kriegsgefangene in der Landwirtschaft; die eindrucksvollsten Fotos finden sich nach Meinung des Rezensenten in dem Beitrag von *Ulrike Marski* über die «Arbeitsmaiden» als Arbeitsdienstleistende während des Nationalsozialismus.

Der Katalog wird abgeschlossen mit dem Abdruck von drei Gesindeordnungen und einer Auswahlbibliographie von 32 [!] Seiten. Es wäre von Interesse zu erfahren, ob dieses Werk mit Handbuchqualität auch die Chance erhalten wird, weitere Verbreitung zu finden – oder ob es, stets nur mit der Ausstellung wandernd, nach deren Verpackung ebenfalls in der Versenkung verschwindet. Schade wäre es darum! *Rainer Alsheimer*

ATTILA SELMECZI KOVACS (Hg.): A Néprajzi Múzeum Évkönyve. Budapest: Néprajzi Múzeum [1996]. 259 S., ill. (Néprajzi értesítö = Annales musei ethnographiae, 78).

Aus dem Inhaltsverzeichnis geht hervor, dass nach den ersten hundert Seiten eine Auswahl von Vorträgen abgedruckt ist, die an einer Konferenz in Berekfürdö, vom 1.–3. September 1995, gehalten wurden zum Thema: «Középpontban a tárgy» (Im Mittelpunkt das Objekt). Entsprechend zieren Vorder- und Rückseite des Bandes zwei Gebrauchs- bzw. Kultgegenstände, denen insgesamt drei Beiträge gewidmet sind. Es handelt sich um eine Brautlade und eine kleine Madonnenfigur, die beide von Eszter Kutas restauriert wurden.

Das Jahrbuch enthält mehrere Artikel über mittel- und südamerikanische Indianer. Das Ethnographische Museum von Budapest engagiert sich mit Feldarbeit in Bolivien und Mexiko und besitzt Textilien peruanischer Provenienz. Ein weiterer Artikel befasst sich mit der Milchbruderschaft in der Welt der Araber und Berber. Auf diese ausserungarischen Themen sei zwar hingewiesen, um die Breite der Aktivitäten des Museums aufzuzeigen, doch interessiert hier vor allem die ungarische Volkskunde. Diese Einschränkung betrifft jedoch nicht jene Phänomene des ungarischen Volkslebens, die sich heute ausserhalb der aktuellen Staatsgrenzen, nämlich in Rumänien, abspielen. So befasst sich *Ist án Pá ai* mit dem Konflikt der Moldauer Ungarn zwischen dem katholischen Glauben, der ihnen nur in rumänischer Sprache zugänglich ist, und ihrer ungarischen Identität. *Tamás Mohay* hält die Veränderungen am berühmten Pilgerort der Gnadenkirche zu Csíksomlyó im Karpatenbecken fest. Der Zulauf der Pilger (und Touristen) an Pfingsten ist seit der Wende so gross, dass neue Wege und Versammlungsorte geschaffen werden mussten, und diese scheinen zu einer ständigen Einrichtung zu werden. Nur die zentrale Bedeutung der Gnadenkirche selbst sowie der rituellen Beschwörung des Sonnenaufgangs bleiben unbestritten.

[1] Neben den oben genannten Museen: Bauernhofmuseum Kleinlosnitz; Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten; Freilichtmuseum Massing; Gerätemuseum des Coburger Landes Ahorn; Niederbayerisches Landwirtschaftsmuseum Regen; Oberpfälzer Freilandmuseum Neusath-Perschen; Schwäbisches Bauernhofmuseum Illerbeuren.

Während die drei ersten Beiträge zum Kongress «Im Mittelpunkt das Objekt» Kissen, Kopftücher und Krüge nach Herkunft, Vorkommen und Verbreitung vorstellen und beschreiben, fasst der vierte Beitrag einen mehr soziologischen Aspekt ins Auge: Die gesamte Wohnungseinrichtung von zwei Generationen wird analysiert und miteinander verglichen. Dabei geht *Emese Szojka* in chronologisch umgekehrter Reihenfolge vor, indem sie zuerst die (städtische) Wohnung der zweiten Generation fotografisch dokumentiert und kommentiert und erst dann die (ländliche) Wohnung der ersten Generation zum Vergleich heranzieht. Am auffälligsten ist vielleicht, wieviel mehr Raum den einzelnen Personen, insbesondere den Kindern, in der jüngsten Zeit eingeräumt wird. Es folgen die drei eingangs erwähnten Beiträge sowie zwei Artikel über Textilien peruanischer Provenienz.

Die Artikel über die Kultfigur und das traditionelle Aussteuerstück stellen ein neues Instrument vor: die MOV-02-Infrarotkamera. Zusammen mit der Untersuchung von Atomkernen erlaubt diese die genaue Bestimmung des Alters des untersuchten Gegenstandes, macht aber auch frühere Erscheinungsformen (Farben, Muster, Schriftzüge, Zahlen) sichtbar. Dies ist vor allem bei Gegenständen von Bedeutung, die undatiert und unsigniert sind. Bei der kleinen Madonnenfigur konnte *Eszter Kutas* ihre Herkunft aus einer Manufaktur in Oberungarn (Felvidék, heute Slowakei) um 1830 bestimmen. Sie entfernte acht Farbschichten und gab der Figur (Muttergottes mit Jesuskind) ihre ursprüngliche polychrome Bemalung zurück. Noch eindrücklicher ist vielleicht der Einsatz der Infrarotkamera im Falle der Brautlade: bis zu drei Schichten Bemalung werden gleichzeitig sichtbar. Diese Synoptik erlaubt die Kenntnis früherer Stadien, ohne dass obere Schichten abgetragen (und damit zerstört) werden müssen! Truhen wurden in der Regel weitervererbt und bei der Übergabe aufgefrischt und/oder übermalt. Die fragliche Brautlade datiert ursprünglich von 1858 und wurde 1869 und 1890 übermalt. Das Ethnographische Museum entschloss sich zur Restaurierung der ursprünglichen Erscheinungsform von 1858. Hierzu verfertigte *Béla Szalados* eine vollständige Infrarotlandkarte (aus Einzelfotografien zusammengesetzt) der Lade, dann wurde Schicht um Schicht abgetragen und die unterste Schicht aufgefrischt. Die prachtvolle Brautlade kann in den Ausstellungsräumen des Ethnographischen Museums (in der sog. permanenten Ausstellung über ungarische Volkskunst) bewundert werden.

Dankenswerterweise sind alle Artikel jeweils am Ende in englischer Sprache zusammengefasst. Der Artikel über die Milchbruderschaft bei den Arabern und Berbern ist in französischer Sprache gehalten (mit ungarischer Zusammenfassung). *Paula Küng-Hefti*

ZSUZSANNA SÁFRÁNY: Régi szücsrajzok (Alte Kürschnerzeichnungen). Budapest: Néprajzi Múzeum 1996. 88 S., Abb. (Magyar Népmüvészet, 24).

Es entspricht einer jahrhundertealten Tradition in Ungarn, dass ärmellose Hirtenmäntel aus Schaffell auf der Fleischseite sowie Hirtenmäntel mit Ärmeln aus Filzstoff mit aufgenähten Applikationen verziert und (später) bestickt werden. Auch Frauen trugen verzierte kurze Jacken oder ein Wams aus Leder; z.B. in der Wintertracht der Frau aus dem Bezirk Nógrád (Nordungarn), wie man aus der permanenten Ausstellung über ungarische Volkskunst im Ethnographischen Museum in Budapest ersehen kann. Das Kürschnerhandwerk ist seit dem 14. Jahrhundert urkundlich belegt. Seine Bezeichnung (*szücs*: eigentlich der Kleidernäher) wie auch der altertümliche Charakter des Handwerks legen einen türkischen Ursprung nahe. Das angesehene Handwerk, das seinen Höhepunkt im 19. Jahrhundert erreichte, wurde nach deutschem Vorbild in Zünfte zusammengefasst; das Vorhandensein von Zünften darf aber nicht auf eine Übernahme aus deutschen Landen schliessen lassen.

Seltsamerweise (oder vielmehr: bezeichnenderweise?) fanden sich bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts keine Musterbücher mit Vorlagen für die zahlreichen Verzierungen, die über das ganze Land verbreitet waren und nur geringfügig nach Ort und Zeit variierten. Wie wurden sie erlernt, gelehrt und tradiert? Während für bestimmte Berufe im 19. Jahrhundert Vorschriften erlassen wurden, die einen obligatorischen Zeichenunterricht vorsahen, galt dies erstaunlicherweise für das Kürschnerhandwerk nicht. Der Lehrling schaute die Muster dem Gesellen, der Geselle dem Meister ab; auch ging man bewusst auf grössere Jahrmärkte, schaute sich um und zeichnete dann zu Hause aus dem Gedächtnis das Gesehene nach. Die Ornamentik besteht aus Blumen, Vögeln, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch zusätzlich aus nationalen Emblemen (Krone, Wappen). Die Ornamentik entspricht also jener der ungarischen Stickerei, die allerdings nicht volkstümlichen Ursprungs war, vom Volk aber übernommen wurde.

Das Ethnographische Museum in Budapest besitzt aus dem Zeitraum 1819 bis zirka 1919 mehrere Musterbücher sowie lose Vorlageblätter. Zsuzsanna Sáfrány präsentiert eine Auswahl in chronologischer Abfolge, so dass sowohl eine Entwicklung durch das 19. Jahrhundert hindurch wie auch die Eigenart der Urheber erkennbar wird. Sie stammen vorwiegend aus Südungarn. Die älteste Zeichnung

datiert von 1819 und war das Muster, das Pál Blázsik auf seinem Gesellenstück applizierte. Seine Zeichnungen sind feingestrichelte Federzeichnungen mit brauner oder schwarzer Tinte, die grundsätzlich nur halbseitig (rechts von der Mittelachse) gezeichnet sind. Ferenc Kaszalay (1836) liebte Rundkompositionen (zum Beispiel für Tabakbeutel) und kolorierte sie (vgl. Titelblatt). Er gebrauchte Zirkel, Winkelmass und Lineal, damit seine Zeichnungen symmetrisch wurden. Seine Applikationen bestanden zum Teil aus gefältelter, sorgfältig in Form geglätteter Seide. István Fülep verfertigte wahre Kunstwerke, Tableaux, indem er die Blumen (gefüllte Rosen, gestreifte Tulpen u.a.m.) in geradezu naturalistischer Weise ausmalte. Er stammte aus Miskolc (Nordungarn), und möglicherweise ist seine Eigenart auch regional gefärbt. Nationale Embleme finden sich bei ihm recht häufig. Zsuzsanna Sáfrány (und mit ihr das Ethnographische Museum in Budapest) hat die Forschungsarbeit zu diesem Kürschnermeister noch nicht beendet. István Molnár benutzte Bleistift sowie drei Farbstifte (blau, grün, rosarot). Seine Zeichnungen sind stark stilisiert und in Kreisflächen und Dreiecke eingeschrieben. Das Musterbuch, zwischen 1889 und 1895 entstanden, stammt aus Csongrád (Südungarn) und wurde dem Museum 1927 geschenkt. Es handelt sich hier, Ende des 19. Jahrhunderts, um Vorlagen für Stickerei *(cifráskönyv)* und nicht mehr um Applikationen.

Zum Schluss noch ein Wort zur Reihe «Magyar Népmüvészet» (Ungarische Volkskunst): Der erste Band erschien 1924, in den 18 Jahren zwischen 1926 (Band 12) und 1944 (Band 13) erschien kein einziger Band, in den doppelt so viel Jahren zwischen 1955 (Band 21) und 1994 (Band 22) auch nicht. Man möchte der Reihe wünschen, dass sie sich ihre Kontinuität mit einer jährlichen Publikation, wie sie sich zurzeit abzeichnet, noch lange bewahren möge. *Paula Küng-Hefti*

Gyula Pálfy (Hg.): Néptánc kislexikon. Budapest: Planétás 1997. 229 S., ill. (Martin György Néptáncszövetség, MTA Zenetudományi Intézetének Néptánc Osztálya).

Kürzlich erschien in Budapest das «Kleine Lexikon der Volkstänze», das sich sowohl an Fachleute als auch an interessierte Laien richtet. Bescheiden meint der Herausgeber im Vorwort, das Buch enthalte wohl etwelche Fehler und Lücken, aber nichtsdestotrotz sei seine Herausgabe angezeigt gewesen. Denn die grossen Lexika sind vergriffen und in den verschiedenen Museen und Bibliotheken nur an Ort und Stelle einsehbar. Tanzgruppen und LehrerInnen von Volkstänzen könnten aber das handliche und informative Buch auch im Unterricht einsetzen.

Es handelt sich um eine wissenschaftlich gesicherte, alphabetische Zusammenstellung von Definitionen und Illustrationen zu vorwiegend ungarischen Volkstänzen; vor allem das Fotomaterial aus der Sammlung Martin György erlaubt, charakteristische Züge so bekannter Tänze wie des *Csárdás* (von *csàrda:* Bauernschenke, Dorfkrug) oder des *Verbunk* (aus dt. Werbung, Rekrutierung) sowie ihrer Variationen auch visuell zu erfassen. Daneben kommen auch Definitionen ausländischer Volkstänze zum Zuge, in erster Linie aus Ostmitteleuropa und dem Balkan, aber auch der Wiener Walzer *(keringö, alcer)*, die italienische Tarantella, die kubanische Habanera oder der argentinische Tango. Unter den Buchstaben N und T findet sich ein längerer Abschnitt über Tanzforschung bzw. Volksliedforschung und -wissenschaft.

Für den Liebhaber ungarischer Volksbräuche enthält das Lexikon auch volkskundlich interessantes Material in Form traditioneller Tänze zu bestimmten Anlässen des Jahres oder des Lebenslaufes; ausserdem viele Varianten von Tänzen mit Gegenständen (Stock, Besen, Hut) oder als Verkörperung von Tieren (Bär, Fuchs, Schnecke).

Das Buch schliesst mit sechzehn ganzseitigen Tanzschrittnotationen (für Eingeweihte) und mit einer zweiteiligen, sorgfältigen Bibliographie der zitierten und der weiterführenden Literatur (S. 183–229).

Paula Küng-Hefti

Grimms Märchen International. Zehn der bekanntesten Grimmschen Märchen und ihre europäischen und aussereuropäischen Verwandten. Hg. von Ingrid Tomkowiak und Ulrich Marzolph. Paderborn/Wien/Zürich: Schöningh 1996. Bd. 1: Texte, 212 S.; Bd. 2: Kommentar, 66 S.

Der von Ingrid Tomkowiak und Ulrich Marzolph zusammengestellte Textband vereinigt zehn der bekanntesten Kinder- und Hausmärchen der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm: Der gestiefelte Kater, Der Wolf und die Geisslein, Brüderchen und Schwesterchen, Hänsel und Gretel, Aschenputtel, Die Bremer Stadtmusikanten, Der Däumling, Doktor Allwissend, Die vier kunstreichen Brüder, Die drei Faulen. Die Leitfassungen der hier vorgestellten Erzähltypen wurden den verschiedenen zu Lebzeiten der Brüder Grimm erschienenen Ausgaben der KHM entnommen. Um ein fachfremdes Lesepublikum für die Geschichtlichkeit des Märchens noch stärker zu sensibilisieren, lassen die Herausgeber den

KHM-Texten ältere Quellenbelege folgen: Genannt seien die Vorläufer-Märchen aus der unter dem Titel «Contes de ma mère l'oye» (1697) bekannten Sammlung des französischen Advokaten und Steuereinnehmers Charles Perrault. Mittels Nachzeichnen französischer, aber auch italienischer Einflüsse auf die deutsche Märchentradition entlarven die mit den Problemen einer aufklärerischen Öffentlichkeitsarbeit vertrauten Folkloristen die Vorstellung vom uralten germanischen Ursprung der KHM als einen (anscheinend äusserst zählebigen) nationalen Mythos.

Geschichtlichkeit als Mittel der interkulturellen Verständigung – diese sinnstiftende Zielsetzung konkretisiert sich vorerst in der breit belegten Rezeptionshistorie der ausgewählten 10 KHM-Typen. Vier bis acht Varianten aus 29 europäischen Ländern bzw. Sprachgruppen sowie aus zehn asiatischen, drei afrikanischen und einem südamerikanischen Überlieferungsgebiet dokumentieren sowohl die erstaunliche Stabilität des Typengerüsts als auch die Notwendigkeit der Akkulturation durch narrativ schöpferische Menschen.

Der Kommentarband enthält eine wohltuend kurze und inhaltlich dichte Einführung in die Fragestellungen der aktuellen historisch-vergleichenden Erzählforschung, wobei fettgedruckte Begriffe auf die entsprechenden Artikel der «Enzyklopädie des Märchens» verweisen. Ohne einem verstaubten Positivismus anzuhängen, liefern die Herausgeber in den eigentlichen Kommentaren 10 Typenmonographien zur Textgeschichte. In den Erläuterungen zu den einzelnen Varianten werden kulturelle Spezifika hervorgehoben sowie inhaltlich bedingte, auch durch Übersetzungen hineingerutschte Diskriminierungen (z.B. «Weiber», «Neger») problematisiert. Alles in allem widerlegen Text- und Kommentarband das gängige Vorurteil, Märchen seien ohne Bezug zum realen Leben und deshalb ein idealer Tummelplatz für weltfremde Schöngeister. In zahlreichen Texten bilden nämlich harte Lebensbedingungen den Ausgangspunkt der Handlung: Armut und damit verbundene Obdachlosigkeit, der Kampf um das tägliche Brot (zum Beispiel mittels Jagd auf Wildtiere), Kinderaussetzung und -tötung und die Ausstossung alter Menschen aus der Gesellschaft. Wer lesen will, der lese! Ingrid Tomkowiak und Ulrich Marzolph bieten hierfür absolut zuverlässige Hilfen an. *Ursula Brunold-Bigler*

KASPAR MAASE: Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850–1970. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1997. 307 S., Abb., Zeittafel, Tabellen. (Europäische Geschichte, 60143).

Die Buchreihe «Europäische Geschichte» will einem breiten Publikum aus unterschiedlichen Blickwinkeln neuartige historische Einblicke in die Entwicklung Europas anschaulich darbieten. Kaspar Maases Abriss des Aufstiegs der modernen Populärkultur zur «Gemeinkultur» (Williams) mit den sie begleitenden kontroversen Diskussionen und Sichtweisen trägt dieser Konzeption überzeugend Rechnung.

Maases Ansatz versteht «Massenkultur als ein Element der Demokratisierungsprozesse der Moderne» (S. 16). Dieser Interpretation liegen weniger inhaltliche Botschaften der Massenkünste zugrunde als ihre «Annäherung von Praktiken und Wertmassstäben» (S. 281). Durch die Schaffung einer flächendeckenden Basiskultur als «Grundnahrungsmittel der Industriegesellschaften» hat der Aufstieg der Massenkultur eine Autoritätenhierarchien nivellierende Wirkung gezeigt.

Im Vordergrund stehen Gemeinsamkeiten und Austauschprozesse der Entwicklungen in Grossbritannien, Frankreich und Deutschland. Zur Darstellung des umkämpften Aufstiegs der Populärkultur[1] ist der Gegensatz zwischen den Bildungs- und Vormundschaftsansprüchen der kulturellen Eliten und den Bedürfnissen und Ansprüchen der «einfachen Leute» zentral. Maase meint mit «einfachen Leuten» diejenigen, welchen die «Gebildeten» den Konsum von Massenkultur zuordneten. Dieser Terminus scheint sinnvoll, da «die Gemeinten sich selber so nennen» (S. 27). Er fasst Gruppen mit einfachem Schulabschluss zusammen, deren Selbstverständnis vom Gegensatz zu «Gebildeten» geprägt war.

Der historische Abriss beginnt in noch vorindustriellen Zeiten (1850). Hier zeigten sich schon die Vorbehalte der Obrigkeit gegenüber den Vergnügungen des Volkes. Maase trägt dieser Zeit lediglich durch vereinzelte Rückgriffe Rechnung. Die eigentliche Geschichte der Massenkultur beginnt um die Jahrhundertwende. Durch Industrialisierung und Urbanisierung errangen die städtischen Unterschichten Freizeit und Kaufkraft. Das Auseinandertreten von Arbeit und Freizeit liess einen Massenmarkt für populäre Künste entstehen. Dieser war geprägt durch die Wünsche und Gewohnheiten der städtischen Arbeiterschaft. Dem Aufblühen der Massenkultur entsprach ein ökonomischer Monopolisierungsprozess. Auf die Macht der Anbieter wird nur punktuell eingegangen. Grundsätzlich setzt Maase den Schwerpunkt auf die Situation der Konsumenten und Konsumentinnen, die durch ihren Geschmack

[1] Maase unterscheidet zwischen *popular* (beschreibt Phänomene, die man den Unterschichten zuordnet) und *populär* (meint eine breite Beliebtheit quer durch die Klassen), vgl. S. 23.

ebenfalls die Landschaft der Populärkultur prägten. Hier betont er die Dominanz von Frauen und Heranwachsenden im Publikum, die damit die Konstitution der kommerziellen Massenmedien entscheidend mitprägten.

Die Widerstände gegen die moderne Massenkultur speisten sich u.a. aus Vorbehalten gegenüber dem Vergnügen, das dem «Zentralbegriff aufklärerischer Volkserziehung, (...) dem Arbeitseifer» (S. 156) zuwiderlief. Der Umgang mit dem neuen Phänomen Freizeit, in der Massenkünste von «einfachen Leuten» genutzt werden konnten, ist von der Skepsis der bürgerlichen kulturellen Führungsschichten gezeichnet. Kamen die Angebote nicht von ihnen, wurde also ihr Kulturvermittlungs- bzw. Vormundschaftsanspruch untergraben, konnte ein Angebot, das für «Massen» erstellt wurde, nur Unmoral, sittlichen Verfall, Verrohung, Jugendgefährdung, Wertlosigkeit, Verzerrung des Weltbildes, etc. bergen (vgl. S. 161). Diese Einstellung gipfelte im Schmutz- und Schundkampf, der vor dem ersten Weltkrieg begann und zwischen den Weltkriegen seinen Höhepunkt fand.

Die Entwicklung der Massenkultur ist von dem Gefühl der Überforderung begleitet, als Versinnbildlichung einer «industriellen, internationalisierten, massendemokratischen Moderne» (S. 155). So wird der Leser, die Leserin durch die rasanten Veränderungen dieser Zeit geführt: mit einer grundsätzlichen Einsicht für die Anfälligkeit der Massenkünste für «A-Moralität» (z.B. als Propagandawaffe für nationalistische Kriegsbegeisterung), für die Befriedigung, eine Normalität im Alltag zu leben (z.B. Goebbels' Konzeption der Traum- und Ablenkungshegemonie in der Massenkultur), kurz: für die Anfälligkeit gegenüber den Pathologien der Moderne.

Die Schilderung endet mit dem Übergang zu den 1970er Jahren: Die Etablierung und soziale Anerkennung der Massenkultur als Basiskultur kann als abgeschlossen betrachtet werden und der Übergang zur Spät- bzw. Postmoderne wirft nun neue Fragen auf. In einer plastischen Schilderung des «schillernden Stoffes» (S. 13) werden die Entwicklung von Film, Rundfunk, Schau- und Breitensport, Musik, Jugendbewegungen, Tourismus etc. in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg bis zur Nachkriegszeit dargestellt. Es werden wenig Entwicklungslinien aufgezeigt, sondern eher punktuell vertiefende Beschreibungen mit dem Schwerpunkt auf dem Umgang mit und der Reaktion auf massenkulturelle Angebote vorgelegt.

Der US-amerikanische Einfluss auf die Massenkünste wird insofern berücksichtigt, als die kontroversen Diskussionen, die mit dem Schlagwort der Amerikanisierung einhergehen, kurz skizziert werden. In den 1920er und 1930er Jahren begannen Produkte aus den USA den europäischen Populärkulturmarkt zu erobern. Dies wurde von Lohnabhängigen und Eliten unterschiedlich aufgenommen. Für Millionen Lohnabhängige verkörperte Amerika den Traum vom «guten und reizvollen Leben» (S. 146) oder «perfekter Unterhaltung» (S. 278), während die kulturellen Führungsschichten einen von Ressentiment geprägten Anti-Amerikanismus an den Tag legten. Ihre Lesart von Amerika war geprägt durch «Kommerzialisierung der Kultur», gleichgesetzt mit Materialismus, der von «aussen nach Europa gebracht wurde». Amerikanisierung lief dem Ansatz der Bildungsverpflichtung von Kultur zuwider.[1]

In der Etablierung der Gemeinkultur – konstituiert durch Wohlbefinden und Spass – sieht Maase nicht die Einebnung von Hierarchien in der Bewertung von ästhetischer Erfahrung nach Bildungsmassstäben, die nun durch Umgang mit den Massenmedien und Rezeptionsweise bestimmt sind. Aber die Entwicklung der Massenkultur zur Basiskultur hat die Distanz zwischen Regierenden und Regierten in Habitus und Geschmack verringert und damit gewichtige Modernisierungsprozesse unterstützt.

Maike Adami

Utz Jeggle/Freddy Raphaël (Hg.): Kleiner Grenzverkehr. Deutsch-französische Kulturanalysen = D'une rive à l'autre. Rencontres ethnologiques franco-allemandes. Paris: Ed. de la Maison des sciences de l'homme 1997. XIV, 304 p., carte.

Die vorliegende Publikation enthält 16 Beiträge von WissenschaftlerInnen des Instituts für empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen sowie der Faculté des Sciences Sociales bzw. des Laboratoire de sociologie de la culture européenne (CNRS) der Universität Strassburg. Die Aufsätze sind in deutsch oder französisch verfasst, mit einer ausführlichen Zusammenfassung in der jeweils anderen Sprache, die von Anne-Marie Thiesse und Eva Julien besorgt wurde.

Die vielleicht erwarteten Grenzen zwischen den Disziplinen – hier der Regionalsoziologie, da der empirischen Kulturwissenschaft – sind in den Beiträgen selbst indessen kaum zu orten; auch in diesem

[1] vgl. Maases Habilitation über die Amerikanisierung der Jugend in der Nachkriegs-Bundesrepublik: BRAVO Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur in der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren. Hamburg 1992.

Punkt orientiert der Band darüber, dass Grenzen zumeist anders als erwartet verlaufen. Er selbst ist Ergebnis eines in der Hochschullandschaft seltenen Aktes der Grenzüberwindung, mit der Freddy Raphaël und Utz Jeggle in den letzten Jahren eine Tradition der deutsch-französischen Begegnungen und Diskussionen zwischen beiden Instituten, den dort arbeitenden Lehrenden, Forschenden und Studierenden begründet haben. So behandeln die Aufsätze vor allem das Thema Grenzen; es geht dabei um Identität, auch um die Geschichte, um die allgegenwärtigen Spuren einer schwierigen Geschichte, die trotz allem – wie *Utz Jeggle* in seinem gelehrten Vorwort verständlich macht – die in den Begegnungen liegende Zukunft nicht verhindern kann. Das ist ein wichtiges Anliegen des Buches, das hoffentlich einmal nur Band 1 einer langen Reihe gewesen sein wird, die trotz aller Kommunikationsschwierigkeiten dem wissenschaftlichen Austausch und der beidseitigen Begegnung verpflichtet ist.

Die Beiträge sind so unterschiedlich wie das Profil der am Austausch Teilnehmenden; sie reflektieren, für die deutsche Seite, den weiten Horizont des Tübinger Denkrahmens ebenso wie, für die französische Seite, das breite Spektrum der kultur- und sozialwissenschaftlichen Orientierung des von der charismatischen Persönlichkeit Freddy Raphaëls geprägten Strassburger Instituts. Regionalethnologische Studien zum Elsass stehen neben theoretisch profunden Erörterungen, hastige und dichte Exposés, oder auch Motivcollagen im Plauderton neben ausgereiften kulturwissenschaftlichen Analysen; manche der hier publizierten Texte oder ihre Leitgedanken sind dabei in der eigenen Wissenschaftskultur bereits bekannt. Sie alle jedoch können als Ausgangspunkte gelesen werden, die zu weiteren kritischen und vertieften Diskussionen einladen.

Teil einer jeden Einführung in das Fach sollte die «Critique de la raison identitaire» sein, mit der *Freddy Raphaël* dem Band einen vielversprechenden Auftakt erteilt. In seiner kritischen gesellschaftlichen Standortanalyse, in der die Hinwendung zur Geschichte (die im Band auch von *Gottfried Korff* analysiert wird), der Traditions-, Regions- und Heimatbegriff beleuchtet werden, plädiert Raphaël zur Überwindung des ideologischen Identitätsbegriffes für einen humanistischen Identitätsbegriff, der die jeder Beziehung zugrundeliegende Spannung der Gegensätze aufrecht zu erhalten vermag. In diesem ebenso wie in dem zweiten, von *Raphaël* gemeinsam mit *Gene iè e Herberich-Marx* verfassten Beitrag wird auf die Chancen der Entwurzelungserfahrung hingewiesen: Diese ist imstande, jene Distanz stets aufs neue herbeizuführen, die das Staunen als eine Tugend des Fremden befördert. So nimmt der zweite Beitrag die Figur des Fremden in den Darstellungen von Max Weber, Werner Sombart und Georg Simmel zu Beginn dieses Jahrhunderts, wie sie sinnbildlich am imperativsten in der Figur des Juden zum Ausdruck kommt, zum Ausgangspunkt der weitreichenden Überlegungen zu einem humanen Konzept des Zusammenlebens in Europa: «L'intégration dans l'Europe contemporaine n'est possible que si l'on récuse le primat de l'existence culturelle, et si l'on affirme la nécessité d'articuler cette dernière avec l'existence civique» (S. 69).

Konrad Köstlin untersucht mit dem «Exotismus des Nahen» einen Aspekt des (ver)fremd(et)en Eigenen, den er an eine polemische Kritik der «Ethnowissenschaften» nicht nur in ihrer Eigenschaft als Kompensationsfächer, sondern auch als «Agenturen der Modernisierung» knüpft: Ethnologen kolonisieren die Nahwelt als Fundus immer neuer «Kulturgeschichten». *Hermann Bausinger* äussert sich in zwei Beiträgen zu den Formen und Gesetzmässigkeiten von Grenzziehungen. Sein Plädoyer dafür, in der Betrachtung der Kulturgrenzen vor allem den Überschreitungen Aufmerksamkeit zu schenken und der Dialektik zwischen subjektiven und objektiven Räumen, ist an eine zaghafte Kritik der Kulturraumforschung geknüpft. Hier bleibt das subjektive Gewicht, das den kulturellen Phänomenen und Handlungen beigemessen wird (wie sie etwa in den jeweiligen grossen, nationalen Atlasprojekten aufgeführt werden), gegenüber dem «objektiv»-zahlenmässigen unberücksichtigt.

Von solchen Kulturgrenzen handeln die Aufsätze von *Marie-Noële Denis* und *Colette Méchin*. Am Beispiel der traditionellen Architektur im ländlichen Elsass belegt Denis, was Méchin bezüglich der Nichtübereinstimmung der Sprach- mit den Brauchgrenzen feststellt: Kulturgrenzen sind keine Linien, sondern Gebiete, in denen sich verschiedene kulturelle Einflüsse sichtbar in den Erscheinungen niederschlagen. Einen weniger unpolitischen Begriff der kulturellen Grenzen vertreten *Anny Bloch-Raymond* und *Alain Ercker*, die am Beispiel des Elsass die Faktoren untersucht haben, die in Deutschland und in Frankreich zu einem unterschiedlichen Umgang mit dem ökologischen Problem des Waldsterbens führen.

Aus *Monique Dubinskys* unkonventioneller Betrachtung eines Vogesenortes, in den sich die Belastungen der deutsch-französischen Geschichte in Topographie und Mentalität einschreiben, folgen hochinteressante Überlegungen zur «Fortsetzung der Geschichte mit anderen Mitteln». *E e Cerf* behandelt das bekannte Sagen- und Liedmotiv vom «Hans im Schnokeloch», einer Figur, der im Verlaufe ihrer Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine jeweils entsprechende zeitpolitisch wechselnde Elsässer-Identität angedichtet wurde.

Auch *Utz Jeggle* widmet sich auf seine faszinierende Art dem Liedgut (zum mythisch aufgeladenen deutsch-französischen Grenzstrom), wenn er ernsthaft humorvoll diesen «gesungenen Teil der deutschen Ideologie» nach «rheinromantischen Tiefenzusammenhängen» befragt: «Es geht um Wein, Weib und Gesang in endlosen Variationen, ohne Verstimmung, ohne Kater, ohne Verantwortung, ohne jede Düsterkeit» (S. 81). Letztere bestimmt dagegen ein beschwiegenes und verdrängtes Geschichtskapitel, das in gewohnt engagierter und sachkundiger Manier von *Ute Bechdolf* behandelt wird. Die während der Besatzungszeit nach dem Zweiten Weltkrieg im Landkreis Tübingen von französischen Soldaten vergewaltigten Frauen sind nicht Sonderfall, sondern strukturelle und gebilligte Konstante der Verknüpfung von Kriegs- mit Geschlechtergeschichte.

Nicht alle Buchbeiträge sind den deutsch-französischen Kulturüberschneidungsräumen und -phänomenen gewidmet. *Bernd Jürgen Warneken* behandelt die Wahrnehmung der Verschiedenheit zwischen Ost- und Westdeutschen auf der Grundlage von empirischem Interviewmaterial, das vor und nach 1989 mit westlichen TeilnehmerInnen von Jugendgruppenreisen in die (ehemalige) DDR gewonnen wurde. *Katharina Eischs* ausgezeichneter Aufsatz, der sich theoretisch am berufensten zum Thema Grenze äussert, behandelt die Bedeutung, die der «verbotenen Grenze» entlang des sog. Eisernen Vorhangs zwischen Böhmen und Bayern im Alltagsbewusstsein der Menschen beigemessen wurde. *Joachim Schlör* schliesslich widmet den Schlusstakt forsch essayistisch der Figur der Über-Setzers – einer Schlüsselfigur, ohne die es keine Begegnung und keinen Band gegeben hätte. Und wir verstehen am Ende, wie es dazu kommen kann, dass in den deutsch übersetzten Résumés manchmal mehr steht als im entsprechenden französischen Aufsatz. *Johanna Rolsho en*

Roswitha Asche/Ernst-Detlef Schulze: Die Ragginer – 200 Jahre Volksmedizin in Südtirol. München: Friedrich Pfeil 1996. 344 S., 246 Abb.

Das etwa kitschige Titelbild täuscht, denn das Innere des Buches zeichnet ein realistisches Bild volksmedizinischer Praktiken und Heiler samt der zugrundeliegenden Lebensweise. Auch der im Grusswort anklingende, mythisch-organische (Gemeinschafts-)Begriff davon, «welche Lebenskraft eine gesunde Volksseele entwickeln kann», geht an der Intention der Autoren vorbei: Sie zeigen nämlich nicht die Beharrung in einer scheinbar heilen Welt, sondern die Veränderungen medikaler Laienkultur im Prozess gesellschaftlicher Modernisierung zwischen 1780 und 1975.

Ein Glücksfall ist schon der Korpus der Untersuchung: der mehrere Generationen überdauernde Nachlass der Ragginer, «Bauerndoktoren», die auf dem Hof Kleinkaneid in Lüsen im Lasankental bei Brixen lebten. Diese Sammlung im Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde Dietenheim umfasst medizinische Gerätschaften, Handschriften über Krankheitsbilder, Behandlungsmethoden, Arzneien für Mensch und Tier, pflanzliche oder mineralische Heilmittel, Tagebucheinträge über Patienten und Krankenbesuche, Chroniken und Aufzeichnungen über Zeitläufe, Witterung und Seuchen, Heiratskontrakte und Aussteuer, Hausbau und Hausrat, Hof und Bewirtschaftung, Einnahmen und Ausgaben.

Das Buch dokumentiert und rekonstruiert den historischen Alltag in einer bäuerlichen Gemeinde. Durch die akribischen und zugleich die Poesie des Alpenraums einfangenden Aquarelle und Zeichnungen von Roswitha Asche wird dieser Zugang zudem überaus plastisch. Das Verfahren geht weit über Niederschrift und Interpretation abergläubischer oder kurioser Heilmittel und Heilverfahren hinaus, wie sie in der früheren volkskundlichen Volksmedizinforschung gängig waren. Es erschliesst nämlich Denkweisen und Mentalitäten, zeigt Formen der Lebensbewältigung, zu denen Erfahrungsheilkunde wie Volksfrömmigkeit gehörten, und die ihren Ursprung in der defizitären medizinischen Versorgung ländlicher Bevölkerungsschichten hatten. Dies wird besonders deutlich gemacht durch die Darstellung des Gesundheitszustandes und der Gesundheitsfürsorge im Tirol des 19. Jahrhunderts, durch eine Übersicht der medizinischen Berufsgruppen, deren Spektrum von studierten Ärzten über Wundärzte und Chirurgen, Bader und Barbiere, Schinder und Scharfrichter bis hin zu Geistlichen, Wanderheilern oder Bauerndoktoren wie Joseph Ragginer und seinen Nachfahren reicht.

Dabei lassen sich auch Überschneidungsprozesse und Vermittlungszusammenhänge von Schul- und Laienmedizin verfolgen, etwa in der von den Ragginern anfangs praktizierten Säftelehre. Schliesslich wird gezeigt, wie die Etablierung der modernen Medizin die Volksmedizin zu Anpassungen zwingt und zu ihrer Ausgrenzung führt: Der letzte männliche Bauerndoktor versucht sich mit einem kleinen Kurbetrieb über Wasser zu halten. Seine Tochter schliesslich wird schon zu Lebzeiten als «Hexe» verspottet, später ranken sich Sagen um die Heiler von Kleinkaneid. 1990 schliesslich wurde der Hof zerstört, das Erbe aber bewahrt und der Forschung zugänglich gemacht. Die beiden Autoren haben mit ihrem Buch ein anschauliches Beispiel von Tradition und Wandel, Aufstieg und Niedergang einer Familie und des von ihr tradierten Wissens geliefert. *Wolfgang Alber*

SAGEN AUS SACHSEN-ANHALT. Gesammelt und hg. von Siegfried Neumann. München: Diederichs 1995. 320 S., 38 Ill. (Die Deutsche Bibliothek).

Durch Sagen «[...] erfahren wir [...] mehr von Land und Leuten als aus vielen Prospekten. Zudem mag auch gerade die Sage jenes Heimatbewusstsein und Wir-Gefühl fördern, das die Menschen jedes Landes brauchen». Mit dieser Grundeinstellung (Vorbemerkung, S. 8) hat sich der Rostocker Volkskundler Siegfried Neumann daran gemacht, für das Bundesland Sachsen-Anhalt eine Anthologie zu erstellen, die die Sagentraditionen der zugehörenden Landschaften Altmark, Harz, Mansfeld, Anhalt, Elb-Saale-Gebiet und Zeitzer Region repräsentativ erschliesst. Ein 320 Seiten umfassender Sammelband, im Eugen-Diederichs-Verlag 1995 erschienen, ist daraus geworden, und die Edition hat mit aussagekräftigem Inhaltsverzeichnis, Textekorpus, Illustrationen, informativem Nachwort, Literaturverzeichnis, Anmerkungen zu den Quellen, Ortsregister und Bildnachweis eine klassische Konditionierung erhalten.

Im hellvioletten Schutzumschlag präsentiert sich der Sagenband modern. Ihn ziert im Ausschnitt eine blau-beige kolorierte Zeichnung des 18. Jahrhunderts, die Quedlinburg mit sie umgebenden Bürgerhäusern und kleineren Alltagsszenen bürgerlichen Lebens darstellend. Das Bildmotiv stimmt auf Feudalgeschichtliches ein, und tatsächlich wartet der Band mit Sagen ausschliesslich der dynastischen Vorzeit Sachsen-Anhalts auf. 283 Geschichten sind hier zu etwa gleichen Teilen in ‹Historische Sagen› (148 Texte) und in ‹Mythische Sagen› (135 Texte) gruppiert. Im folkloristischen Fachkreis unproblematisch und unumstritten sind diese gewählten Kategorien Neumanns nicht, aber im anvisierten Rezipientenkreis – die Bürger des neuen Bundeslandes – sind sie durchaus geläufig und sollen – im Zusammenspiel mit weiteren thematischen Untergruppierungen – dem Orientierungsbedürfnis dieser Leser nachkommen. So finden sich unter den sog. historischen Sagen die ausgewählten Geschichten untergliedert in ‹Aus alten Zeiten›, ‹Von Fürsten und hohen Herren›, ‹Ritter und Raubritter›, ‹Adlige und Untertanen›, ‹Räuber und Wegelagerer›, ‹Städtische Belange›, ‹Zu katholischer Zeit›, ‹Die Reformation und ihre Folgen›, ‹Immer wieder Kriege›, ‹Bergleute und Hüttenmänner›, ‹Abenteuer und Schicksale›, ‹Recht und Unrecht› und ‹Allerlei Frevel›; die sog. mythischen Sagen handeln dann von ‹Orakel und Vorahnung›, ‹Zauberkundige und Hexen›, ‹Wundertäter›, ‹Verwandelte – Mahrt und Werwolf›, ‹Kobolde und andere Hausgeister›, ‹Das Zwergenvolk›, ‹Nixen und andere Wassergeister›, ‹Schlangen und Kröten›, ‹Schätze und Schatzsucher›, ‹Glocken›, ‹Riesen›, ‹Der Teufel›, ‹Der Tod und die Toten›, ‹Wütendes Heer und Wilde Jagd›, ‹Spuk und Spukerscheinungen›, ‹Magnet Kyffhäuser› und ‹In der Unterwelt›. Die Stoffe sind weithin bekannt, bilden europäisches Wandergut. Die lokalen Referenzen ihrer Geschichten jedoch vermitteln den Eindruck des Spezifischen für Erzähllandschaft und Geschichte Sachsen-Anhalts. Im Akt des Lesens verschmelzen die Zeit- und geistigen Horizonte (Hans-Georg Gadamer), gewinnen Namen und Namenlose der Überlieferung Kontur und wieder Bedeutsamkeit: Otto d. Gr. und Editha, Friedrich Barbarossa und Gero von Magdeburg, Tetzel und Luther, Wallenstein und Gustav Adolf, Ritter Pickelhäring und Räuber Danneil, Bauer Käselieb und Schneidermeister Knoche, eine listige Äbtissin und eine ruhelose Spinnerin, ein teufelsbündnerischer Dombaumeister und ein meineidiger Schuldner usw. Sie alle stehen symbolisch für vergangene Glaubensweisen und Weltdeutungen, erhalten durch die neuerliche Drucklegung ihrer Geschichten die Rolle kollektiven Gedächtnisses und Vermächtnisses mit Reichweiten in die Gegenwart zugewiesen.

Die Sagentexte hat Siegfried Neumann nicht eigentlich – wie es im Untertitel der Edition heisst – «gesammelt», sondern mehr «ausgeschrieben», und zwar sämtlich aus der seit dem 16. Jahrhundert überlieferten Literatur. Schriftlore (Jan und Aleida Assmann) also beherbergt die Anthologie für Sachsen-Anhalt, fleissig aus Chroniken, Historienbüchern, Sagenbüchern der Grimmschen Tradition, Reisebeschreibungen, sog. Heimatblättern, Kalendern und lokalpatriotischen Zeitschriften zusammengebracht. Das erfolgte mit Absicht, wollte Neumann doch «[...] keine Sagenbruchstücke, sondern erzählerisch abgerundete Sagentexte [zur Lektüre] bringen, die eine Vorstellung von der inhaltlichen Substanz der Stoffe geben und noch heute den Leser anzusprechen vermögen» (Editorial, S. 294). Texttreue war ihm bei der Wiedergabe Selbstverständlichkeit. Im ‹Nachwort› (S. 285–294) wird die Quellenbasis prägnant diskutiert, zu der insbesondere die Schriften und Werke von Johannes Praetorius (1668/1677), Georg Henning Behrens (1703), Johann Christoph von Dreyhaupt (1755), Johann Carl Christoph Nachtigall (alias Otmar/1800), Johann Gustav Büsching (1812), Jodocus Deodatus Hubertus Temme (1830), Emil Sommer (1846), Adalbert Kuhn und Wilhelm Schwartz (1848), Heinrich Pröhle (1856) und Paul Quensel (1926) sowie Will-Erich Peuckert (1962) gehören. Wohlweislich hütet Neumann sich vor dem Gebrauch des Begriffes «Volkssage», weist aber durch gründliche Recherche für den einen und den anderen ausgewählten Sagentext (z.B. für die Nummern 55, 179, 199, 272) mündliche Tradition überzeugend nach. Für wissenschaftliche Nutzbarkeit seiner Anthologie sorgen in den ‹Quellennachweisen und Anmerkungen› die akribischen Fundstellenangaben sowie Hinweise auf Par-

allelbelege und literarisch bearbeitete Versionen. Manch unbekannte Quelle tritt so ins Bewusstsein. Infolge der inhaltlich-thematischen Strukturierung des Sammelbandes versagt Neumann ein Motiv- und Sachregister. Dennoch wäre es in ausführlicher Konzeption nicht unnötig gewesen. Am ‹Ortsregister› freut, dass es auch die Namen längst verschwundener Orte (mit Stern-Symbol gekennzeichnet) nennt, und eine Liste mit den ‹Bildnachweisen› beschliesst die im Text- und Bildwechsel ästhetisch sehr ansprechend gestaltete Anthologie. Der Abdruck einer Karte Sachsen-Anhalts wäre Service und hilfreich gewesen, zumal die in vorzüglicher – wenngleich «nur» schwarz-weisser – Druckqualität wiedergegebenen historischen Stiche und Zeichnungen mit Ansichten der Städte, Dörfer und Landschaften dem Lektürewerk durchaus den Charakter eines sagenhaften Reiseführers verleihen.

Mit den «Sagen aus Sachsen-Anhalt» haben der Volkskundler Siegfried Neumann und der Diederichs-Verlag eine Anthologie vorgelegt, die dem Vergessen regionalhistorischer Wissenstraditionen entgegenzuwirken sucht und sich als Identifikationsangebot für die heutigen Bewohner des Landes versteht. Dieses Anliegen ist ehrlich und legitim zugleich, und Herausgeber wie Verlag ist hier Respekt zu zollen. Dass diese Wissenstraditionen mit zum kulturellen Erbe des neuen Bundeslandes gehören, steht ausser Frage. Inwieweit aber solche retrospektiven, überwiegend romantisch verklärten und bildungsbürgerlich überformten Überlieferungen als «eigene» Sprachgebärden (André Jolles) zu neuer Gültigkeit gelangen und zur Identität des Landes und der Leute Sachsen-Anhalts an der Schwelle zum 21. Jahrhundert gereichen können, bleibt die sowohl offene als auch spannende Frage. *Erika Lindig*

Uwe Meiners (Hg.): Korsetts und Nylonstrümpfe: Frauenunterwäsche als Spiegel von Mode und Gesellschaft zwischen 1890 und 1960. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Schlossmuseum Jever vom 1. Juli 1994 bis 15. Januar 1995. Oldenburg: Isensee Verlag 1994. 115 S., 111 Abb. (Kataloge und Schriften des Schlossmuseums Jever, 10).

Als vor knapp zehn Jahren das Historische Museum Frankfurt von April bis August 1988 mit der Ausstellung «Die zweite Haut: Geschichte der Unterwäsche 1700–1960» aufwartete und der zugehörige Katalog der Konzeptorinnen Almut Junker und Eva Stille noch während der Ausstellungsdauer die bereits dritte Auflage erfuhr und zu einem Standard- und Nachschlagewerk avancierte, war nun auch in der volkskundlichen Sachgüterforschung das mit «banal» bis «schlüpfrig» konnotierte Kleidungsthema «Leibwäsche» endgültig diskursfähig und als Kulturgut zu einem legitimen Sujet der kulturhistorischen Museen geworden. Dem konnte sich seither z.B. auch das ostfriesische Schlossmuseum Jever nicht entziehen: Es präsentierte sechs Jahre später (Juli 1994 bis Januar 1995) ebenfalls eine Ausstellung zur Thematik. Das Begleitheft dazu, das es hier zu würdigen gilt, antizipiert im Titelbild – es zeigt ein schwarzes Schnürkorsett der Jahrhundertwende – eine der Hauptfunktionen weiblicher Unterwäsche: die Figuration.

Um «Korsetts und Nylonstrümpfe» der ostfriesischen Region zwischen 1890 und 1960 geht es den Ausstellungskonzeptoren Peter Schmerenbeck, Uwe Meiners und Wilfried Wördemann, die nicht länger mehr die ihnen bekannte stattliche Sammlung historischer Frauenunterwäsche des Esenser Textilrestaurators Detlef Lehmann unbearbeitet und vor der Öffentlichkeit verborgen wissen wollten. Diese vorhandenen und – wie die vielzähligen Katalogabbildungen belegen – eindrucksvollen Exponate bestimmen die zeitliche und die stoffliche Konzentration. Der Lehmannsche Bestand repräsentiert 120 Jahre Zeit- und Kulturgeschichte und umfasst konkret die Epoche des wilhelminischen Kaiserreichs (1870-1919), der Zwischenkriegszeit (1919–1945) und der Wirtschaftswunderzeit (1948–1960). Entsprechend dieser Zeiträume wurde auch das analytische Darstellungsinteresse fokussiert, nämlich: Frauenunterwäsche nicht kostümgeschichtlich aufzurollen, sondern als Spiegel modischer und gesellschaftlicher Entwicklungen zu verhandeln. Das ist bis dahin noch neu im Diskurs. Kontextquellen bilden hierfür neben Modejournalen, medizinischen Aufklärungsschriften, Anstands- und Sittenbüchern insbesondere die lokalen bzw. regionalen Tageszeitungen. Im Zentrum des Begleitheftes zur Ausstellung stehen daher die Beiträge der drei Konzeptoren:

Wilfried Wöhrmann setzt sich mit «Dessous und Moral. Zur Geschichte der weiblichen Unterwäsche im zweiten deutschen Kaiserreich» (S. 21–48) auseinander. Korsett, Krinoline und Tournüre gehören da zwar noch zum Standardrepertoire weiblicher Garderobe «darunter», doch spitzen- und schleifchenbesetzte Achselhemden und Beinkleider aus überdies nicht mehr nur weisser, sondern pastellfarbener Seide kommen hinzu und erotisieren die weibliche Leibwäsche. Auf die jeweiligen Anlässe kommt an, was «darunter» getragen und «darüber» angezogen wird. Und Anlass heisst: einmal folgt die Wahl der anzulegenden Leibwäsche der objektiven Norm züchtig verborgener Weiblichkeit, ein andermal der subjektiven Notwendigkeit herausgestellter weiblicher Attraktivität. Sog. Unterwäsche-Fetischismus (S. 40) beginnt sich zu entfalten, doch der ist nicht – wie Wöhrmann meint – Ausdruck doppelbödiger

und somit widersprüchlicher Moral, sondern Ausdruck soziokultureller Dialektik. Im Ergebnis kann der Autor festhalten, dass just im wilhelminischen Zeitalter die Unterwäsche der Frau sich zum «modernen Dessous» und in der Folge zur sog. Reizwäsche für Männeraugen und Männerphantasien entwickelt hat.

Peter Schmerenbeck befasst sich mit den Lebens- und Modestilen der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus. «Die ‹neue Frau›. Überlegungen zum modischen Wandel der Zwischenkriegszeit» (S. 49–74) heisst seine Studie. Diese «neue Frau» betrifft im wesentlichen die berufstätige Frau, die Angestellte im Dienstleistungssektor (Sekretärinnen, Verkäuferinnen, Telephonistinnen usw.), die sich im allgemeinen Trend ihrer Körperlichkeit auch bewusst wird und in ihrer «Lust am eigenen Körper» alles Einengende, Unbequeme und Bewegungsfeindliche ablehnt. Im Zeichen des neuen Lebensgefühls stehen die «bewegten» Tanzstile Shimmy, Charleston und Black Bottom; Coco Chanel (1883–1971) kreiert die knabenhafte, schlanke Modelinie. Unter den lässig und schmal fallenden Kleidern trägt frau wenig geformte Büstenhalter und – rasant neu auf dem Markt! – Hemdhosen (das entspricht heute dem sog. Body) aus feinster Kunstseide mit Spitzeneinsätzen, Hohlsäumen und Applikationen. Wo die Natur die schlanke Silhouette versagt, helfen Hüftformergürtel und Perlonstrümpfe nach. Ab 1930 signalisieren elastische Korseletts und cup-geformte Büstenhalter die Rückkehr betont weiblicher Formen; die nationalsozialistische Propaganda fordert entsprechend ihres Weiblichkeitsverständnisses (Mütter-Ideologie) das Tragen funktional-praktischer Unterwäsche.

Uwe Meiners' Forschungsbeitrag schliesslich gilt dem «Zurück zur Figur. Unterwäsche im Zeichen des Wirtschaftswunders» (S. 75–103). Taillen-, brust- und beinbetont hat sich frau zu geben und zu diesem Zweck sich in trichterförmige Büstenhalter, kaschierende Miederhöschen und Hüftkorseletts (sog. Guispères) hineinzuzwängen und selbstverständlich die preiswert und wegen ihrer Billigkeit zum Wegwerfartikel generierten Perlonstrümpfe anzulegen. Zum Ideal weiblichen Daseins gehört die Hausfrau und Mutter, die den Haushalt mühelos tiptop und sich selbst zum Feierabend für den Ehemann (und «Ernährer der Familie») adrett, schick, gepflegt und etwas sexy hält. (Immerhin: Dr. Oetker und Bauknecht, Quelle und Karl Lagerfeld machen's möglich!)

Ihrem Anliegen, «[...] Frauenunterwäsche als Spiegel von Mode und Gesellschaft» (Vorwort, S. 7) einer interessierten Öffentlichkeit am Beispiel regionaler Textilüberlieferungen nahezubringen, werden die Hauptautoren in Text und Bild gerecht. Zwei kostümgeschichtliche Abrisse umklammern ihre Untersuchungen: *Gitta Böth* verhandelt in gewohnt profunder Manier «Schnürleib und Wespentaille. Zur Geschichte des Korsetts» (S. 9–20), und *Heike-Maria Behrens* fasst für «Kräftige Waden – schmale Fesseln. Von Strümpfen, Strumpfhosen und ihren Trägern» (S. 104–109) die Kulturgeschichte des Frauenstrumpfes zusammen. Der Jeveraner Ausstellungskatalog schliesst mit einem 140 Titel umfassenden Literaturverzeichnis, das Werke der französischen Korsettforschung – leider – missen lässt. Insgesamt gibt der Katalog sich mit seinen knapp 120 Seiten Umfang nur äusserlich «schmal»; sowohl gehaltlich als auch dokumentarisch ist er eigenständig und stellt eine wichtige Ergänzung zum Frankfurter Standardwerk dar.

Erika Lindig

MARTINA SCHRÖDER: Freilichtmuseen in Baden-Württemberg. Entstehung, Entwicklung, Wirkung. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1997. 363 S., Abb. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Univ. Tübingen, 86).

Unter dem unscheinbaren Haupttitel verbirgt sich eine ausführliche und kritische Darstellung der Entstehung, Entwicklung und Wirkung der Freilichtmuseen in Baden-Württemberg. Dabei geht es dieser an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen eingereichten Dissertation in erster Linie um die Auseinandersetzung der Autorin mit den Problemen bei der Schaffung von Freilichtmuseen und der Kulturpolitik in diesem Bundesland. Auch die Darstellungsart, die Arbeit und der wesentliche Charakter der Freilichtmuseen in Baden-Württemberg werden genau untersucht. Einerseits stellt die Autorin die sich aus ihren Untersuchungen ergebenden negativen Erscheinungen bei dieser Museumsart in den Vordergrund, anderseits formuliert sie aus ihrer Sicht ganz konkret deren zukunftsgerichtete Aufgaben. Die Lesbarkeit dieser Arbeit leidet etwas unter der nur scheinbar wissenschaftlichen massenhaften Verwendung von Fremdwörtern.

Auf über 360 Seiten werden in vier grossen Abschnitten (‹Freilichtmuseum und Identität›, S. 17–43; ‹Freilichtmuseen in Deutschland – Entwicklung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit Blick auf Süddeutschland›, S. 45–77; ‹Freilichtmuseen in Baden-Württemberg – Entstehung der Museumslandschaft im gesellschaftlichen und kulturpolitischen Kontext›, S. 79–151; ‹Regionale Freilichtmuseen – ihr Beitrag als Forschungszentren zur historischen Standortsbestimmung›, S. 153–278) die Grundlagen er-

arbeitet, um im ‹Beitrag der Freilichtmuseen zur historischen Standortsbestimmung› eine abschliessende Stellungnahme (S. 279–285) zu bieten.

In einer eher summarischen Besprechung ist es nicht möglich, die sehr ausführlich dargelegten Gedanken, ausgehend von: «Im Museumsboom verband sich die nostalgische Glorifizierung der Vergangenheit mit einer territorialen Verortung des Geschichtsbewusstseins» (S. 31) bis zu den kulturgeschichtlichen Aufgaben der Freilichtmuseen zu wiederholen. Viel wichtiger erscheint es mir, die kritischen Bemerkungen in der abschliessenden Stellungnahme herauszupflücken.

In Baden-Württemberg fand die durch den Schwäbischen Heimatbund vertretene Idee eines zentralen Freilichtmuseums keine Unterstützung durch die Landesregierung. Vielmehr förderte diese seit 1978 «die regionale Dokumentation der bäuerlichen Kultur» (S. 279), vornehmlich aus realpolitischen Überlegungen heraus. So entstanden zahlreiche Freilichtmuseen: Schwarzwälder Freilichtmuseum Gutach (seit 1964, 4 ha, ca. 350000 Besucher 1994); Kreisfreilichtmuseum Kürnbach (seit 1968, 13 ha, ca. 8000 Besucher); Bauernhausmuseum Wolfegg (seit 1976, 12 ha, ca. 25000 Besucher); Hohenloher Freilandmuseum (seit 1979, 30 ha, ca. 90000 Besucher); Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck (seit 1981, 18 ha, ca. 80000 Besucher); Odenwälder Freilandmuseum Gottersdorf (seit 1984, 25 ha, ca. 30000 Besucher); Freilichtmuseum Beuren (seit 1985, 11 ha).

Dass sich Kommunalpolitiker von einem Freilichtmuseum auch wirtschaftliche Auswirkungen, z.B. auf den Tourismus, versprachen, ist selbstverständlich. Die Autorin bemängelt aber: «Trotz der Fortschritte in der Forschung tendieren die Freilichtmuseen erneut zu einer Nivellierung und Standardisierung ländlicher Lebens- und Kulturformen» (S. 281). Sie fordert, die Freilichtmuseen sollten «ein Ort der Selbstbefragung» werden und «den Zusammenhang mit den zeitgeschichtlichen Strukturen stärker herausarbeiten» (S. 284). Dies wäre nach ihrer Ansicht durch «andere Inszenierungsmethoden zu ergänzen, um das Fiktive und Fragmentarische der rekonstruierten ländlichen Vergangenheit deutlich zu machen» und so durch eine «spannende und unterhaltende Darstellung von bekannten und unbekannten Aspekten der Vergangenheit» (S. 285) zu einer wichtigen kulturellen Entwicklung im ländlichen Raum beizutragen.

Der Band schliesst mit statistischen Angaben zu den einzelnen Freilichtmuseen in Baden-Württemberg, bei denen vor allem verschiedene Darbietungen und Ausstellungen interessieren, welche Einblicke in das ländliche Leben vermitteln. Selbstverständlich sind auch ausführliche Literaturangaben vorhanden (S. 330–350). Alles in allem eine aufschlussreiche Publikation, wenn sie auch in verschiedenen Kapiteln eine Kürzung des Textes und eine Konzentration auf das Wesentliche ohne nachteilige Auswirkungen ertragen hätte. *Max Gschwend*

Stefan Koslowski: Stadttheater contra Schaubuden. Zur Basler Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts. Zürich: Chronos-Verlag 1998. 271 S., 62 Abb., 6 Tab. (Theatrum Helveticum, 3).

Die materialreich gearbeitete und gut belegte Dissertation am jungen, 1992 gegründeten Institut für Theaterwissenschft der Universität Bern geht ausführlich auf einen Aspekt der Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts ein, der in der lokalen Stadttheaterhistoriographie meist nicht ausreichend berücksichtigt wird, aus einem wertenden Verständnis von «Kunst» heraus: das Konkurrenzverhältnis der Theater zu den übrigen Spektakelformen, allen voran den Zirkussen, das sich im Falle von Basel besonders gut belegen lässt als ein Interessenantagonismus und Kampf um die Publikumsgunst mit handgreiflichen finanziellen Auswirkungen. Besonders die Zirkusse und Schaubudenspektakel während der Basler Messe und der Fastnacht haben dem Theaterbetrieb immer schwerwiegenden Schaden zugefügt. Die bürgerliche Oberschicht scheint sich dieser Auseinandersetzung eher neutral verhalten zu haben: pietistisch getönte Kreise waren beiden Unterhaltungsformen feindlich gesinnt, der elitäre Reitclub bevorzugte eher die Dressur- und Reitkünste der Zirkusse, die Finanzelite war vor allem dem Konzertleben zugetan und unterstützte das Stadttheater nur deswegen, weil sie die Bühne am Steinenberg für ihre eigenen Veranstaltungen benötigte. Eher theaterfreundich waren die kleinbürgerlichen Basler Bürgerturner, die eine eigene «Deklamationssektion» unterhielten, die neben Tanzstatistentätigkeit, *tableaux i ants* und akrobatischen Nummern bei Zirkusgastspielen auch eigene Theateraufführungen organisierte; Heinrich Hofacker begründet die Notwendigkeit des Theaters in seiner Schrift «Ein Wort zu Gunsten des Theaters» mit bildungsbürgerlichen, aufklärerischen und geselligkeitsstimulierenden Argumenten.

Zur Dokumentation der Theaterentwicklung wurden neue Quellensektoren herangezogen wie Vereinsarchive, Polizeiprotokolle, das Kirchenarchiv, Dokumente aus Handel und Gewerbe und natürlich die Lokalpresse. Aufgrund dieser vielfältigen Quellenauswertung ergibt sich ein vielschichtiges Bild Basler Stadt- und Kulturgeschichte, das sich keineswegs nur auf das Theater beschränkt. Vor allem die

«Osmose»-Erscheinungen zwischen Zirkus und Theater dürften auch auf andere Stadttheater des gleichen Zeitraums zu übertragen sein: Theaternummern im Zirkus und Zirkusnummern (Pferde, Pferdedressur, Kunstreiter usw. auf der Bühne: z.B. in Laibach Schillers «Räuber» mit einer Kavallerieabteilung) im Theater.

Der Aufbau der Arbeit folgt neben chronologischen vor allem thematischen Gliederungsprinzipien. Allein die Kapiteltitel geben bereits einen ungefähren Überblick: Nach Vorbemerkung und Einleitung das erste Kapitel: ‹Theaterkommission contra Zirkus› mit den thematischen Einheiten, der Presse entnommen: ‹So mitten in der Stadt und im Werkleben› (Verbannung aus der Innenstadt, Behauptung der Stadtmitte), ‹Den Besuch des Theaters hindernde Schaugeschäfte während der Theatersaisons› (Zirkusgastspiele und Theaterspielzeit, Theater und christliche Feiertage), ‹Dass das Theater während des Hierseins des Zirkus grosse Einbusse erleide› (Besteuerung der Schaubuden, Unterstützung des Stadttheaters); das zweite Kapitel ‹Recht und Rechtfertigung› umfasst die Untereinheiten: ‹Theaterfreiheit contra Theaterprivilegien› (Theater als Gewerbe, Messe- und Gewerbefreiheit versus Theatermonopol), ‹Hohe› und ‹niedere› Kunst (Die normative Imprägnierung des Kunstbegriffs, die Hierarchisierung der Theaterformen im Basler Recht), ‹Annäherungen während der Herbstmesse› (Schaustellung als «Volksbildungsanstalten», «Leichte Kost» im Stadttheater). Das dritte Kapitel ‹Publikum im Stadttheater und in Schaustellungen› analysiert die Schichtenspezifik der Publikumspräferenzen. Kapitel vier, ‹Interessengruppen zwischen Stadttheater und Schaustellungen› analysiert die Haltung einzelner Gesellschaftsgruppen gegenüber Theater und Zirkus: die pietistischen Kreise (Der breite und der schmale Weg [mahnendes Andachtsbild], Pietistische Presse contra Theater, Fromme im Zirkus), die Konzertvereinigungen (Das Basler Konzertwesen, Konzertvereine und Stadttheater), der Bürgerturnverein (Deklamierende Bürgerturner, Theater als Geselligkeitsmittel, Auftritte im Stadttheater und im Zirkus). Die Schlusskapitel gehen auf das Basler *fin de siècle* ein: 5. ‹Die informelle Lösung des Konflikts› (Das Festspiel von 1892, Vom Pacht- zum Regiebetrieb), 6. ‹Schauattraktives von Stadttheater, Zirkus und Bürgerturnverein› (‹Eine Messvorstellung, wie man sie nicht besser wünschen kann›, ‹Vor solchen Bildern schweigt jedes kritische Element›, ‹Wenn es im Theater fette Enten gäbe, bräuchte man keinen Tramgaul› – Beispiele also des Zusammenwirkens von Theater und Zirkus).

Die «Ergebnisse» sind in einem Schlusskapitel zusammengefasst, es folgen Tabellen zu Vorstellungszahlen, Einnahmen usw., die umfangreichen Anmerkungen, das Quellenverzeichnis mit Archivdokumenten, Zeitungen usw. und die überaus reichhaltige Bibliographie. Einen besonderen Genuss verschaffen auch dem nur blätternden Leser die 62 Illustrationen, die in den Haupttext eingestreut sind und mehrfach interessante kulturhistorische Dokumente darstellen: ein Bild sagt mehr als tausend Worte.

Walter Puchner

URSULA BRUNOLD-BIGLER: Hungerschlaf und Schlangensuppe. Historischer Alltag in alpinen Sagen. Bern/Stuttgart/Wien: Paul Haupt 1997. 267 S., Register.

«Speziell in einer Zeit, in der über die Alpen erneut neoromantisch-archaisierende Mythen-Stürme jagen, erscheint es umso dringlicher, die in alpinen Regionen gesammelten Sagen auf den Boden der Sozialgeschichte herunterzuholen», schreibt Ursula Brunold-Bigler in ihrer Einleitung. Dem kann ich nur zustimmen. Speziell in dieser Zeit ist es besonders zu begrüssen, wenn sich eine Erzählforscherin auf der Basis solider philologischer und historischer Arbeit daran macht, den kühnen Konstrukten und Spekulationen über Archaismen gesicherte historische Daten entgegenzusetzen und alpine Sagen als Reflexe eines gefährdeten Alltags, als Spiegel realer existentieller Ängste und Leiden der Menschen im Berggebiet zu lesen. Dies ist der Autorin überzeugend gelungen.

In ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Einführung skizziert Brunold-Bigler Stationen der ahistorisch argumentierenden Reliktforschung. Diese sah in den Alpen vor allem eine Bewahrungslandschaft mit urtümlichen Relikten, und dementsprechend galt ihr zentrales Interesse über zwei Jahrhunderte dem Supranormalen. Die in den Sagen zum Ausdruck kommende bedrückende soziale Realität der vorindustriellen Gesellschaft hat Sagenforscher dagegen nur in seltenen Fällen interessiert.

Aufgebaut nach sozialhistorisch relevanten Kriterien enthält der Band 90 Sagentexte. Der besseren Verständlichkeit wegen und auch als Beitrag zur Entmythisierung wurden sie aus dem Italienischen, Französischen und Rätoromanischen, vor allem aber aus verschiedenen schweizerdeutschen Mundarten in ein «unprätentiöses Hochdeutsch» übersetzt. In ausführlichen Kommentaren wird jeweils der sozialhistorische Gehalt der abgedruckten Sage herausgearbeitet. Den von Rudolf Schenda formulierten «Prinzipien einer sozialgeschichtlichen Einordnung von Volkserzählungsinhalten» (in: Studia Fennica 20, 1976, 185–191) entsprechend, werden die Sagentexte in vielen Fällen auch mit autobiographischen und anderen sozialgeschichtlich relevanten Quellen konfrontiert. Indem die Autorin darüber

hinaus quellenkritisch vorgeht und die Wirkkraft von kirchlichem Normen-Kodex und Dekalog-Katechese auf das Erzählen ebenso aufzeigt wie literargeschichtliche Zusammenhänge, bieten die Kommentare eine gründlich recherchierte Runduminformation mit schlüssigen Interpretationen. Ein Verzeichnis der benutzten Quellensammlungen und Studien zur Erzählforschung, Sozialgeschichte und Alltagskultur sowie ein Sach- und Personenregister beschliessen den Band.

In den achtzehn Kapiteln des Buches erfahren die Leser vieles über die «Zwänge der Geographie», denen die Alpenbewohner ausgesetzt waren, und über eine Sozialstruktur, die nicht immer integrativ, sondern nur zu oft ausgrenzend funktionierte. Landschaft und Klima wurden als aggressiv erlebt, und die Selbstverständlichkeit des Alltags bestand in der allgegenwärtigen Angst vor Hunger und Not und im täglichen Überlebenskampf der völlig Unterprivilegierten. Die von aussen so gern als idyllisch gezeichnete Bergwelt geriet leicht zu einer Topographie des Todes. Wir lesen von Unglücksfällen und Hilflosigkeit im Gelände, von Unbeständigkeit des Wetters, unzulänglicher Kleidung, Lawinen und Steinschlag, der ständigen Gefährdung des Viehs, von langen Fusswegen mit schweren Traglasten, dauernder körperdeformierender Alltagsarbeit – auch von Kindern – und kräfteraubendem Schweiss. Das Leben der Frauen war geprägt von Schwerstarbeit; Verlassenheitsgefühle schwangerer Frauen und Wöchnerinnen gehörten ebenso zum Alltag wie einsame Geburten. Besonders Witwen, verlassene Ehefrauen mit Kindern, ledige Mütter und alleinstehende ältere Frauen hatten wie auch andere diskriminierte Besitzlose unter Verweigerung nachbarlicher Solidarität, Ausgrenzung und Armut zu leiden.

Den Hintergrund vieler numinoser Sagenerlebnisse bildet die von Hoffnungslosigkeit überschattete Alltagswirklichkeit. Menschliche Erfahrungen des Leidens und der Angst wurden nicht nur personifiziert, sondern als Ausdruck gesteigerten Schmerzes dämonisiert, chronische Unterernährung und psychisch-physische Erschöpfung lösten Horrorvisionen aus. Aber auch in den Sagen ausgedrückte Wunschfiktionen (ökonomische Utopien, entlastendes Eingreifen der Armen Seelen u.a.) sind verlässliche Indikatoren sozioökonomischer Mängel: Sie dienten der besseren mentalen Bewältigung schmerzender Sozialprobleme.

Als Vehikel allgemein verbreiteter Vorstellungen steuerten Sagen das Denken und Handeln der Menschen. Soziale Kontrolle und Disziplinierung konnten mit Erzählungen von Strafwundern verstärkt werden, etwa um die ohnehin nur eingeschränkten Selbstentfaltungsmöglichkeiten junger Frauen, die als Sennerinnen arbeiteten, in Grenzen zu halten. Kirchliche Einflüsse werden deutlich, wenn bereits das geringste menschliche Versagen hart bestraft wird oder der verständliche Wunsch nach Arbeitserleichterung negative Bewertung erfährt. Solche, durch Exempelsammlungen vermittelte Strafmirakel sind Denkmodelle, die die Kirche bei der Durchdringung des Alltags stützten. Erzählende Individuen adaptierten die gelehrten Vorlagen dann an eigene Lebenswelten, und so bringt eine mentalitätengeschichtliche Analyse der Texte nicht nur die latente kirchliche Indoktrination, sondern auch sozialen Antagonismus, versteckte und offene Diskriminierung sowie Konkurrenzdenken ans Licht.

Dieses ausgezeichnete Buch ist eine bittere Lektion für Nostalgiker, Landlebenromantiker und Technikfeinde sowie für all jene, die vom «Glück, mit der Natur zu leben» träumen und dabei mit Natur stets nur das Sanfte, Gesunde, Heile assoziieren. Möge es gerade deshalb einen grossen LeserInnenkreis finden! Der Verlag hat mit einer ästhetisch äusserst ansprechenden Ausstattung seinen Teil dazu beigetragen. Wie die Zeitschrift *Der Schweizer Buchhandel* (H. 2/98, S. 9) berichtet, wurde «Hungerschlaf und Schlangensuppe» als eines der vierzig «Schönsten Schweizer Bücher» prämiert.

Ingrid Tomkowiak

Irma Noseda: Die Fotografendynastie Linck in Winterthur und Zürich. Mit einem Text von Urs Stahel und in Zusammenarbeit mit Giorgio Wolfensberger, Fotomuseum Winterthur. Zürich: Offizin Zürich Verlags-AG 1996. 247 S., Abb.

Fotos – ausser den seltenen aus hochkünstlerischer Intention entstehenden – sind selbstverständlich volkskundliches Material; die Geschichte einer Fotografenfamilie ist es einerseits auch, anderseits aber nur teilweise. Ersteres, insofern sie nicht anders als irgendwelche andern Vertreter eines Berufszweigs dazu gehören; letzteres, weil die von den Fotografen produzierten Fotos das volkskundliche Interesse nur partiell ihrem Ursprung bei ihren Urhebern verdanken. Der volkskundliche Ertrag des Textes über die Familien Linck und die mit ihnen verwandten Fotografenfamilien ist, dies sei vorweggenommen, wider Erwarten schmal, und zwar darum, weil die historische Gegenwart des Gegenstands nicht genügend lebendig wird. Allerdings spricht wohl jedes Foto für sich, verrät den Kontext des Sujets, verrät die Einstellung, die Haltung des Fotografen – und hier würde sich die allgemeine Frage stellen, was nötig ist für einen historischen Kommentar, der über die Vermittlung übernommener Fakten hinausgeht.

Im Buch, einem grossen, mit Fotos der Linck bebilderten Band, besteht der Textteil ausser einem historisch-biographischen Abschnitt aus zwei Hauptabschnitten, deren einer der Porträtfotografie gewidmet ist und u.a. ausführlich Lincksche Familienfotos vorstellt. Der andere fotohistorische Abschnitt trägt den Titel: «Die Verselbständigung der Dinge und ihre suggestive Kraft».

Die Linck-Dynastie entstand durch die Einwanderung von drei jungen Brüdern aus dem Württembergischen in den Jahren nach 1860. Der älteste von ihnen war Fotograf. Zwei Söhne und ein Neffe übernahmen den Beruf. Ihr Aufstieg zur Bürgerlichkeit in der Epoche der Gründerzeit und die in ihren Fotos auftretende Bürgerlichkeit laden natürlich gleicherweise zur soziologischen Betrachtung ein. Dabei ist jedoch festzustellen, dass die historische Entfernung zu dieser Art von Bürgerlichkeit mit dem daraus resultierenden Entfremdungseffekt leicht zu einer herablassenden Haltung führt; man muss sich fragen, ob Vorbehalte, wie sie durch den kritischen Text durchscheinen, in denen die Enge des Geschmacks und der Mentalität jener Tage beklagt wird, angebracht sind. In einer Zeit der sogenannten Offenheit, in der alles mögliche publik gemacht und im öffentlichen Raum auch akzeptiert wird, fallen «überwundene» Schranken natürlich auf; es wird dabei allzuleicht vergessen, wie man selber andere Schranken immer noch eisern respektiert – ohne irgend etwas davon zu wissen. So wie es damals war.

Es fällt auf, wie wenig die aus Archiven oder aus Angaben von Gewährsleuten stammenden Daten hergeben; daran ändert sich nichts, wenn sie, wie hier manchmal, doppelt und dreifach angeführt werden. Der Gesichtspunkt bei der Bildbetrachtung ist eine sozusagen historisch-kritische Einordnung nach Kategorien, welche Stilelemente hervorzuheben und damit typologieähnliche Begriffe zu entwickeln erlauben. Obwohl wir bei der historischen Einordnung jedes Individuums am Leitfaden der Versatzstücke aus dem Fundus der obligat gewordenen Gemeinkenntnis von Gemeinplätzen immer Vorstellungen zu evozieren vermögen, so gelingt es der Schilderung der aufstrebenden Gründer und Aufbauer und derjenigen der späteren Aussteiger und Absteiger in diesen Fotografenfamilien nicht genügend, die menschliche Präsenz dieser in ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung recht äusserlich Dargestellten nahezubringen. Die Arbeitsrealität ist ausgeblendet. Einzig ein im Band abgedruckter Bericht mit Kindheitserinnerungen eines Enkels, der fast wie ein Fremdkörper wirkt, bringt etwas von der Arbeit, vom Alltag hinter den Kulissen nahe. Es handelt sich dabei um die damals reiche und hochstehende Handwerklichkeit, die heute womöglich als Kunst fehlinterpretiert würde.

Die Historiker halten sich an das, was vor ihnen liegt, und berühren das, was diesem zugrundeliegt, kaum. Die Beziehung Fotograf – Kunde wird soziologisch und ökonomisch angetippt; die Fotografen der Linck-Dynastie werden als Gewerbetreibende vorgestellt. Bei der Charakterisierung ihrer Fotoarbeiten werden diese jedoch historischen, kunsthistorischen Kategorien zugeordnet. Solche stilistischen Zuordnungen hegen als Hintergedanken immer einen normativen Anspruch, der sein Ziel in der vollendeten Erfüllung eines Typs sieht. Die Realität im Alltag für den Erzeuger von Brot- und Auftragsarbeit ist jedoch meist anders als die Ordnungen in den Köpfen der Historiker. Aufgabenstellung und Kontext bestimmen den Charakter eines Werks. Wer Brotarbeit zu leisten hat, muss tun, was der Auftraggeber will und erwartet, und er weiss in aller Regel, worum es geht, ohne mit dem Kunden theoretischen Diskussionen führen zu müssen. Unmittelbar nebeneinander können Arbeiten entstehen, die nicht nur in der sozusagen materiellen Aussage, sondern auch «künstlerisch» oder «geistig» weit auseinanderstehen oder in gewissen Tendenzen widersprüchlich sind. Es kann geschehen, dass «von aussen», und besonders im nachhinein, gewisse Arbeiten einen besonderen Qualitätsanspruch zu erfüllen scheinen, während des Urhebers Herzblut vielleicht für ganz andere Arbeiten strömte.

Die Schwierigkeiten von Historikern, die sich vor ein Archiv gestellt sehen und historische Informationen zusammensuchen müssen, sind allerdings nicht gering zu schätzen. Archivstudien genügen nicht; weitere Gewährsleute müssen konsultiert werden. Es bedarf ausgedehnter Kenntnisse, um Urteil und Gespür zu entwickeln, wo diesen Gewährsleuten das Gedächtnis einen Streich spielt, wo sie erfinden oder Gehörtes kolportieren, das möglicherweise nie hat stimmen können. Dann erst stellt sich das Problem, wie aus Fotos, einigen Dokumenten und den Auskünften der Gewährsleute ein historisches Thema darzustellen wäre. Es geht für den Historiker allerdings nicht darum, aus andern Kontexten heraus entstandene Kategorien zu betonen, als vielmehr die Geschichte, Realität und Interessen der darzustellenden Produzierenden herauszuarbeiten.

Fast störender als das Argumentieren in historischen Gesamtkategorien, das Begriffe verwendet, die «auf den Etiketten von Schubladen» stehen, sind historische Missverständnisse bei Interpretationen von Einzelarbeiten, bei denen deutlich wird, dass der historische Zustand nicht in seiner Konkretheit und Lebendigkeit aufgefasst ist. Wenn bei der Interpretation des Fotos des Transports eines grossen Maschinenteils durch ein Pferdegespann auf einer Strasse, die durch eine landwirtschaftlich bebaute Gegend führt, im Historiker Befremdlichkeitsgefühle evoziert werden, weil für ihn der Maschinenteil im Kontrast zu Pferden und Landschaft deplaziert wirkt (S. 72), ohne dass diese Gefühle irgendwie in Frage gestellt

zu werden scheinen, so heisst dies nichts anderes, als dass die Kategorien der heutigen Weltbefindlichkeit für absolut genommen werden. Nichts wäre im Weg gestanden, die historischen Realitäten am Anfang des 20. Jahrhunderts trocken darzustellen und so die Fotos an ihrem Ort treffender zu erkennen.

Dann wiederum wird ein grosser Maschinenteil auf einem Foto, weil er isoliert, vor wegretuschiertem Hintergrund dasteht, als ein zu einem Fetisch transformierter Gegenstand hingestellt (S. 69). Wo die auftraggebende Firma wohl einfach ein sauberes Bild des Maschinenteils wollte, kommt man nicht um die Frage herum, was solche modernen Ästhetiksorgen hier sollen. Oder: Wenn das Poetische, das in gewissen Industrieaufnahmen festzustellen ist, verwundert kommentiert wird mit der Bemerkung: «Und dies geschieht in der von fast blinder Technikgläubigkeit geprägten Zwischenkriegszeit» (S. 116), so ist das Irreleitende eines solchen vereinfachenden Urteils über eine Epoche mit Händen zu greifen.

Wenn es im Text heisst, dass solchen Industriebildern «dem Abbild, das sie uns von den Produkten vermitteln» wie eine zweite Bildebene «das Weltbild des nüchtern bürgerlichen Sachdenkens» unterlegt ist (S. 76), so möchte man hinter diese richtige Feststellung dennoch grundsätzlich fragen, ob es richtig ist, Fotos mit präzis definierbarem Kontext und präzis definierbarer Funktion in Beziehung zu setzen zu verallgemeinerten kritischen Kategorien allgemeiner Epocheninterpretationen. Denn das besondere Specimen, das in der Zeit erscheint, ist hier *nicht* der epochenbeinhaltende Gegenstand, der für das allgemeinste seiner Epoche steht, welches aus ihm herauszulesen ist. Nur bei eher wenigen Kunstwerken, aus denen – auf nie eruier- und darstellbare Weise – eine Epoche in geistiger Sprache spricht, ist ein solcher Bezug vorhanden, weil in der Sache selbst gegeben. Wenn die Ansprüche des Auftraggebers nicht als «Inkarnation des Zeitgeistes» (S. 76) gelten können, so sind es die entstandenen Fotos ebensowenig, denn sie erfüllen diese Ansprüche, und aus ihrer Realisierung spricht nicht der «Ausdruckswille» eines «Epochengeistes».

Aber wäre hier nicht mehr Gewicht auf die Tatsache zu legen, dass die Bilder «sprechen» und geschichtliche Information liefern? Freilich müssen wir sie lesen lernen und uns die Zeit dafür nehmen. Die Verlockung ist gross, sich zu schnell auf ein Resultat zu fixieren, wenn man sich erst noch weiter einzulesen hätte. Deshalb – um sich abzusichern – die Suche nach «Literatur», nach schriftlichen oder mündlichen Zeugnissen, nach verbalen Kommentaren dessen, was als Bild vorliegt. So wie in Galerien und Museen Kataloge und Texte gesucht werden, wo der Kontakt mit dem Originalwerk doch den einzig authentischen Zugang bietet. Man darf sich also wohl die Frage stellen, was es mit den so grossen Fortschritten in der «visuellen Kultur», von denen in der neueren Zeit gesprochen wird, eigentlich auf sich hat. Die Erhöhung des visuellen Angebots hat nicht auch die Gewährleistung der Grundbedingung impliziert, dass zum Sehen, zum Sehen der Objekte und zum Bilden des Auges, genügend Willen und genügend Zeit vorhanden sein muss. Und schliesslich braucht es auch Willen und Zeit, um bei der Interpretation der Bilder aus Kategorien der historischen Situationen heraus die eigenen Anschauungsweisen jeweils auf ihre Adäquatheit hin zu hinterfragen. *Benjamin Richter*

Edwin Dillmann (Hg.): Regionales Prisma der Vergangenheit. Perspektiven der modernen Regionalgeschichte (19./20. Jahrhundert). St. Ingbert: Röhrig 1996. 505 S., Abb. (Saarland Bibliothek, 11).

Das vorliegende Buch ist so sperrig wie sein Titel. Im Vorwort des Herausgebers und an der Universität Saarbrücken tätigen Historikers Edwin Dillmann wird erläutert, dass die Anregungen zu diesem Buch im Zusammenhang mit einem 1994 durchgeführten Workshop entstanden seien, dass «Region» relational gesehen werde, dass das Untersuchungsfeld zwischen Mikro- und Makrostudie situiert sei, dass Regionalgeschichte als Methode zu nehmen sei und dass schliesslich dadurch soziale Räume zum Gegenstand der Forschung würden.

Soweit – so gut, aber: die exemplarisch gemeinten Einzelartikel, die nur in geringem Masse die Saarregion betreffen und über Regionales in ganz Deutschland zu berichten wissen, streuen so weit, dass es schlecht möglich ist, einen inhaltlichen Zusammenhalt zu finden. Auch die Gliederung hilft da nicht weiter. Kapitel I (‹Region in der historischen Diskussion›) bringt allgemeine, regionale und regionalzeitliche Überlegungen zur Wissenschaftsgeschichte ein, während in II (‹Facetten der Moderne – regionalgeschichtliche Einblicke›) über recht unterschiedliche Themen wie Exorzismus, Diakonissen, Katholiken und Nacktkultur referiert wird. Der Nationalsozialismus in regionalen Ausprägungen (III: ‹Das Monströse aus der Nähe betrachten›) fehlt ebensowenig wie die ‹Problematik kollektiver Identitäten› (IV) und ein Abschnitt über ‹Regionale Alltagskultur im Museum› (V).

Insgesamt achtzehn, meist junge Wissenschaftler, darunter als einziger Volkskundler der Kieler Kollege Niels Hansen mit einem Text über Modernisierung und Mentalitätswandel in Dithmarschen bis zum ersten Weltkrieg, haben in diesem Konvolut Veröffentlichungen zusammengetragen, die von der Qualität her es verdient hätten, dort veröffentlicht zu werden, wo sie auf Leser stossen können. In

diesem Sammelband haben sie dafür nur eine geringe Chance. Es bleibt zu hoffen, dass dieses Buch für Historiker bibliographisch erschlossen wird, damit seine Inhalte nicht verloren gehen. Für Volkskundler werden die einzelnen Artikel in den nächsten Band der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie (IVB) aufgenommen. *Rainer Alsheimer*

WALBURGA HAAS (Hg.): Volkskunde und Brauchtumspflege im Nationalsozialismus in Salzburg. Referate, Diskussionen, Archivmaterial. Bericht zur Tagung am 18. und 19. November in der Salzburger Residenz. Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde 1996. 400 S. (Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 8).

Die vorliegende Dokumentation einer zweitägigen Tagung vermittelt einen eigentümlichen Eindruck. Da finden sich zunächst die Referate der angereisten Experten *Helge Gerndt, Konrad Köstlin* und *Wolfgang Brückner,* deren Inhalte (Volkskunde und Nationalsozialismus, Wissenschaft als Lieferant von Erfahrung, «Angewandte Volkskunde») wenig Aussagen enthalten, die dem Leser nicht vorher schon bekannt waren, wenn er die Veröffentlichungen dieser Autoren in den letzten Jahren verfolgt hat. Dennoch schloss sich offensichtlich eine Diskussion an, die von betroffenen Zeitgenossen und Heimatpflegern stark emotionalisiert wurde. Die angespannte Atmosphäre des Treffens schien sich in Debatten immer mehr zu verschärfen, als regionale Experten wie *Olaf Bockhorn* und *Helmut Eberhart* zu Wort kamen und auf Texte und Belege des Sammelbandes «Völkische Wissenschaft» von 1944 zurückgriffen. Die Leiterin des Landesinstituts, *Ulrike Kammerhofer-Aggermann,* referierte – stark kritisiert von Brauchtumspflegern – über Heimatwerk und Heimatpflege in Salzburg. Schliesslich breiteten Beiträge nationalsozialistische Bezüge zu Heimatbrauchtum *(Gert Kerschbaumer, Harald Dengg),* zur Jugend im «Dritten Reich» *(Walter Leitner),* zum Volkslied *(Walter Deutsch)* aus. In einer angehängten Dokumentation finden sich weitere, bei der Tagung nicht vorgetragene Recherche-ergebnisse Kerschbaumers und es werden Aussagen von Zeitzeugen in Interviewform vorgestellt *(Walburga Haas).* Und über allen erregten Diskussionen schien irgendwie der Geist des kurz nach der Tagung – im Frühjahr 1995 – verstorbenen österreichischen Volkskundeprofessors *Richard Wolfram* (Salzburg/Wien) zu schweben, dem in diesem Buch ein Nachruf gewidmet ist.

Es ist als glücklicher Umstand anzusehen, dass der österreichische Soziologe *Justin Stagl* als Diskussionsleiter an der Tagung mitwirkte und aus seinen dort gewonnenen Erfahrungen heraus ein pointiertes Résumé verfasste. Daraus soll abschliessend zitiert werden: «Ich habe jedoch aus dieser Tagung gelernt, dass a) die alpenländische Festkultur seit jeher in Salzburg besonders gekonnt vermarktet wurde, woran dann b) die Indienstnahme durch den Nationalsozialismus und c) die amtliche Brauchtumspflege nach 1945 anknüpfen konnte, wobei d) die tragenden Persönlichkeiten oft dieselben blieben. Hier nicht allzu genau hinzuschauen und nicht allzusehr davon zu reden, lag im Interesse vieler. Es war dies offenbar von 1945 bis heute ein Tabuthema.» *Rainer Alsheimer*

UWE MEINERS (Hg.): Fünfundsiebzig Jahre Heimatmuseum – Museumsdorf – Niedersächsisches Freilichtmuseum in Cloppenburg. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 1997. 249 S., Abb. (Kataloge und Schriften des Museumsdorfs Cloppenburg, 3).

Der Katalog erschien als Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, die vom 6. Oktober 1997 bis 1. März 1998 lief und die der Rez. leider nicht gesehen hat. Dennoch fällt es ihm nicht schwer, diesen Band zu besprechen, da er eher den Charakter eines Nachschlagewerkes als einer Inszenierungsbeschreibung hat. Geschildert wird in knapper, aber offener und präziser Form die Geschichte des ältesten Freilichtmuseums in Deutschland: Baubeginn war 1934. Der Buchtitel bezieht sich anlässlich des dort aufgeführten Dreivierteljahrhunderts auf das 1922 gegründete Cloppenburger Heimatmuseum.

Der neue Direktor, *Uwe Meiners,* hat den allgemeinen historischen Part übernommen und beschreibt Entstehungszeit und Entwicklung des Museumsdorfes. Er referiert damit die Männergeschichte(n) von Vater und Sohn, Heinrich und Helmut Ottenjann und ihrer fast ausschliesslich männlichen wissenschaftlichen Mitarbeiterschaft. Weitere «Überblicke» stammen von *Karl Heinz Ziessow* (Agrargeschichte und Ausstellungen), Wolfgang Hase (Das Freilichtmuseum und seine Besucher) sowie *Jürgen Weichardt* (Ausstellungen zeitgenössischer Kunst im Museumsdorf).

Ausgebreitet als «Stationen» werden auf den Seiten 125–238 Bauvorhaben, Ausstellungen und Forschungsprojekte aus der Zeit zwischen 1965 und 1996: insgesamt 22 Ereignisse. Eine Auflistung für 1963–1997 (wieso die unterschiedlichen Zeiträume?) zählt dagegen weit über 100 Ausstellungen auf und verdeutlicht eindrucksvoll die Funktion des Museumsdorfes auch als Platzgeber für örtliche und regionale Kulturveranstaltungen sowie für Wanderausstellungen.

Die in der vorliegenden Beschreibung gebündelten Aktivitäten, die inzwischen teilweise zu Marksteinen volkskundlicher Fachhistorie wurden, qualifizieren das Buch zu einem Kurzlexikon moderner Sachkultur- und Regionalforschung, das auch wegen seiner ausgezeichneten inhaltlichen Gliederung zur Lektüre und zur Anschaffung für den Handapparat des Volkskundlers empfohlen werden kann.

Rainer Alsheimer

REGINA BENDIX: Amerikanische Folkloristik. Eine Einführung. Bearb. von Nicholas H. Schaffner. Berlin: Reimer 1995. 269 S. (Ethnologische Paperbacks).

Das Buch entstand in Zusammenhang mit einem Gastlektorat von Regina Bendix am Seminar für Volkskunde in Basel 1991. Während zwei Semestern führte sie die Basler Studierenden in die Fachgeschichte einer der Volkskunde verwandten Disziplin ein. Daraus entstand ein Werk, das mehreres zugleich ist: Fachgeschichte, Handbuch und Anleitung für deutschsprachige Studierende der Volkskunde, welche einen Auslandaufenthalt in den USA planen. Die Autorin, die selbst nach ihrem Studium in Zürich in die USA ausgewandert ist, versteht es, die LeserInnen für die Unterschiede und Parallelen zur eigenen Fachgeschichte zu sensibilisieren. Das Buch hat seit 1995 an Aktualität nicht verloren: In einer Zeit, da Interdisziplinarität überall grossgeschrieben wird, ist es besonders wichtig, Theorien nicht losgelöst von ihrem Kontext und ihren Entstehungsbedingungen zu betrachten, sondern als in einem spezifischen wissenschaftlichen Klima entstanden und anhand von konkreten Beispielen entwickelt wahrzunehmen. Bendix zeichnet Fachgeschichte als nachvollziehbaren Diskurs nach: Wer hat zu welchem Zeitpunkt aufgrund welcher Theorien, Materialien und Kontakte welche Gedanken entwickelt? In einem solchen Zusammenhang werden auch Theorien und Modelle, die wir aus heutiger Sicht als überholt oder zu einfach ansehen mögen, nachvollziehbar und entsprechend gewürdigt. Dieses Einordnen in Kontexte, das Veranschaulichen mittels eingängiger Beispiele und eine Sprache, die keine Distanz zum beschriebenen Gegenstand schafft, verleihen der Publikation eine gute Lesbarkeit und damit einen leichten Zugang auch zu komplexen Theorien.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert und wird ergänzt durch einen Ausblick von Barbara Kirshenblatt-Gimblett und einen Anhang, der einen Einblick in Fachzeitschriften sowie praktische Informationen zu Studienlehrgängen in den USA vermittelt.

Im Zentrum des ersten Teils steht die Entstehung des Fachbereichs um die Jahrhundertwende. Hier sind die Parallelen zur frühen Volkskunde, die sich ebenfalls aus der Romantik nährte, besonders gross. Das Fachgebiet entwickelte sich zögernd aus europäischen Anstössen und entwickelte später Eigenständigkeit aus literarischen und anthropologischen Feldern heraus. Die Interdisziplinarität der frühen Folkloristik, die zwischen den anthropologisch ausgerichteten Sozialwissenschaften und den literarischen Humanwissenschaften angesiedelt war, führte zu Auseinandersetzungen bei der Standortbestimmung, erwies sich aber auch als fruchtbar, schaute die junge Disziplin doch auch über den Zaun zur amerikanischen Kulturanthropologie und Ethnographie.

Die interdisziplinär anerkannten theoretischen Vorstösse, die das Fach nach seiner Institutionalisierung hervorbrachte, und ihre Anwendung werden im zweiten Teil behandelt: Strukturalismus in amerikanischer Adaptation, die Theorie der mündlichen Komposition, die Performanz-Schule und schliesslich psychoanalytische Ansätze. Auch hier werden immer die Parallelen zur europäischen Fachgeschichte gezogen. Das Kapitel verschafft einen ausgezeichneten Überblick über die Literatur der 60er bis 80er Jahre, da unzählige Bücher und Aufsätze knapp zusammengefasst und in ihrem Entstehungskontext dargestellt werden.

Im dritten Teil werden Forschungsgebiete der Gegenwart (80er und Anfang 90er Jahre) vorgestellt. Das Kapitel ist nicht wie das vorhergehende nach Theorien geordnet, sondern nach dem jeweiligen Forschungsgegenstand: urbane, ethische und soziale Gruppen. Das letzte Kapitel dieses Teils weist auf Fachprobleme im Zeitalter der (Post-)Moderne, d.h. die Dekonstruktion bzw. das kritische Ausleuchten des wissenschaftlichen Denkgebäudes: Inwiefern beeinflussen Politik, Vermarktung von Kultur und nicht zuletzt die Wissenschaft die expressive Kultur? Das Problem der *In ention of Tradition* (Hobsbawm/Ranger) bzw. der kulturellen Intervention hat in den USA eine besondere Brisanz mit der Public-Sector-Folkloristik: Der Bereich der angewandten Forschung ist sehr gross. Das ist positiv, da es viele Stellen auf diesem Gebiet gibt (z.B. BundesstaatsfolkloristInnen oder UnternehmensfolkloristInnen), gleichzeitig wird das Fach aber auch zweigeteilt, und es bestehen entsprechende Differenzen zwischen der akademischen und der angewandten Seite.

Im Ausblick rollt Barbara Kirshenblatt-Gimblett die Fachgeschichte der Folkloristik aus einer ungewohnten, fesselnden Perspektive auf, indem sie parallel dazu eine Technikgeschichte nachzeichnet und aufzeigt, wie die Aufnahme- und Wiedergabetechnik den Blick auf den Gegenstand formte. Die Kon-

struktion von Mündlichkeit, die zur Grundlage des jungen Faches wurde, war erst durch die Techniken der Aufnahme und des Wiederabspielens möglich. Der Ton wurde von Raum und Zeit getrennt und ermöglichte so eine Parzellierung der Sinneswahrnehmung, die sich auf das Mündliche beschränkte. Nicht nur sich verändernde Forschungsgegenstände und Universitätsdisziplinen erfordern eine Neuorientierung und Standortbestimmung des Faches, sondern auch die sich neu entwickelnden Technologien sind eine Chance zu überdenken, was das heutige Studienobjekt sein könnte, schreibt Kirshenblatt-Gimblett.

Beatrice Tobler